P. o. gall.
903
h

~~M. 205.~~

P. o. gall. 903h

Genlis

# Das
# Schloß Kolmeras
und
# der Aufseher im Verborgenen
oder
## Liebe und Freundschaft.

---

Zwei Erzählungen.

---

Aus dem Französischen
der Frau von Genlis.

---

Leipzig,
bei C. G. Weigel.
1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

# Das Schloß Kolmeras.

## Eine Erzählung.

# Erstes Kapitel.

## Einleitung.

Immer habe ich die Romane leidenschaftlich geliebt. Von meiner ersten Jugend an, gerieth ich schon in Versuchung die Memoiren zu schreiben, die ich jetzt endlich dem Publico übergebe, aber ohnerachtet der sonderbaren Begebenheiten, die sich in mein Leben verflochten, fand ich doch in meiner Geschichte die Materialien immer noch nicht, die man damals für nöthig erachtete, einen guten Roman, das heißt einen solchen wie die Frau von Lafayette, von Grafigni, von Richardson oder Ricoboni u. s. w. geschrieben haben, zu schreiben. Meine Begebenheiten (von denen sich die wunder=

barsten im Schlosse Kolmeras, ereigneten) boten mir weder Characterschilderungen, noch Entwickelungen von Leidenschaften und Gefühlen, noch moralische Resultate dar, ich gab also die Idee auf, sie drucken zu lassen. Wie groß war meine Freude, als ich 10 Jahre später diese Gattung der Romane durch die Erfindung der Schlösser vervollkommt sah. Was Schlösser betrift, rief ich entzückt aus, da fürchte ich niemand; und auf der Stelle schrieb ich auch meine Memoiren nieder. Doch muß ich den Leser vorher benachrichtigen, daß da ich eine wahre Geschichte schreibe, dieß Werkchen, in gewisser Hinsicht, nicht so hat ausfallen können, als ich wohl gewünscht hätte, aber um diesen Fehler wieder gut zu machen, soll ihm sogleich ein andres, das Schloß Bentheim betitelt, folgen. Davon ist denn, das getraue ich mir zu behaupten, der Plan über allen Tadel erhaben, denn es enthält eine Reihe von Gothischen Gemä

chern, die zusammen mehr als 40 Zimmer ausmachen, ohne noch die Cabinets zu zählen. Dieß Schloß ist auf einen Felsen gebaut, es liegt auf der höchsten Spitze eines Gebürges, hat fünf Stock, und alle dazugehörigen Anlagen sind mit Verstand angebracht und berücksichtigt, als da sind, Keller, große unterirdische Gewölbe, etwas kleinere dergleichen, eine eingefallne Kapelle, Höhlungen, Grabmäler, ein Gefängniß, ein Kirchhof, in dem ich auf eine ganz neue Art einen kleinen Abgrund angebracht habe: dieß ist aber auch das einzige von meiner Erfindung dabey, denn ich habe nicht die Ehre gehabt, das Ganze anzuordnen, dieß fand ich fix und fertig und gehörig verfallen auf dem Wege von Hamburg nach Deventer.

In diesem Schlosse ist alles vereint, was nur ein Autor wünschen kann. Es ward im Jahre 1794 belagert, seine Mauern sind noch von den Kanonen durch-

löchert, mehrere Gemächer schwimmen noch im Blute, in den Höfen liegen Menschenknochen u. s. w. Als ich mich darin umsah, dankte ich dem Himmel, daß Mdme. Radcliff nicht vor mir diese Reise gemacht hatte, sie würde nicht unterlassen haben, sich diesen herrlichen Stoff zu einem Romane sofort zuzueignen. Aber jetzt gehört er, meinem glücklichen Sterne sey Lob und Dank, endlich mir zu, und ich gestehe es, es kostet gar nicht viel Mühe, etwas schönes aus so herrlichen Materialien zu machen. Da das Schloß Bentheim einen unermeßlichen Umfang und besonders eine ungeheure Anzahl heimlicher Wendeltreppen hat, so habe ich mein Werk in 5 Theile getheilt, das heißt einen für jeden Stock, und das ist doch wahrhaftig nicht zu viel. Im Schlosse Kolmeras fand ich freylich nicht dieselben Vortheile vor, unglücklicherweise ist es fast ganz neu, und es ist leider darin noch nicht ein einziger Mord, geschweige denn sonst ein Verbrechen begangen

worden. Die Kritiker werden wohl finden, daß es gar nicht angenehm ist, einen solchen Gegenstand zu bearbeiten, und ich schmeichle mir damit, daß sie das Verdienst dieser überwundenen Schwierigkeiten mit in Anschlag bringen werden.

---

## Zweytes Kapitel.

### Die erste Liebe.

---

Wie beneide ich diejenigen, die das Glück genossen haben, in jenen schönen Himmelsstrichen geboren zu werden, die gleich schon auf den ersten Seiten einer Geschichte die bequemste Gelegenheit darbieten, eine majestätische und pittoreske Gegend zu malen. Ich bin so unglücklich, in der Provinz von

Frankreich geboren zu seyn, die am allerwenigsten romantisch ist, nehmlich in der Picardie. Es ist ein trauriges, von der Natur verwahrlosetes Land, man findet da weder feuerspeiende Berge, noch Felsen, noch Abgründe, man sieht nichts als Korn, Obstbäume und Artischocken-Felder... Schon in meiner frühsten Jugend verlor ich meinen Vater, den Grafen Olbac; und meine Mutter erzog mich auf einem kleinen Landgute, vier Meilen von Noyon. Meine Mutter hatte zwar nie eine Liebschaft gehabt, war aber doch die schwärmerischste Frau von der Welt, sie glaubte fest an Leidenschaften, die in einem Augenblicke entstehen, und dann das ganze Schicksal des Lebens bestimmen. Sie glaubte an Simpathie, Ahnungen und was Geister betraf, so machte sie in deren Hinsicht einen ziemlich feinen Unterschied. Sich einzubilden, daß alle Todten wiederkommen, um die Lebenden zu schrekken, daß hieße an Ammenmährchen

glauben, und dieß nennt man freylich den Glauben an Gespenster, aber sich es vorstellen, daß es doch gar nicht unmöglich sey, daß die, welche uns einst leidenschaftlich geliebt haben, nach dem Todte aus göttlicher Zulassung wiederkommen könnten, um uns ihre Unsterblichkeit zu zeigen, das ist eine Meinung, die, wenn man die Seele für unsterblich hält, gar nichts abgeschmacktes hat. Diese Ideen schienen mir eben so rührend als vernünftig, und dieß um so mehr, da meine Mutter sie noch mit Beweisen unterstützte, und mir mehrere Beyspiele von Erscheinungen erzählte, die sie selbst von ihrem Gatten und ihrer Großmutter gehabt haben wollte. Zu Folge dieser Unterredungen war ich zwar nicht so einfältig, mit dem Pöbel an Gespenster zu glauben, aber ich glaubte an Erscheinungen, zwey Dinge, die, wie man eben gesehen hat, sehr verschieden sind. Meine Mutter, die nichts als Romane las, flößte mir durch ihr Beyspiel einen unwider=

stehlichen Hang zu dieser Art der Lectüre ein, und ich legte dergleichen Bücher blos aus der Hand, um mich mit Musik zu beschäftigen. Ich hatte eine Art von Hofmeister, der sehr schlecht Lateinisch verstand, aber um so besser die Violine spielen konnte. Ich erbte sein Talent, und dieß hatte in der Folge sehr wesentlichen Einfluß auf meine Schicksale.

Achzehn Jahre war ich alt, als ich in Kriegs-Dienste ging. Dieß ganze Jahr verlebte ich noch in Paris, bey der Frau von Volny, meiner Tante, der Schwester meiner Mutter. Sie hatte einen einzigen Sohn, der 2 Jahr älter als ich war. Amadeus, so hieß er, war ein liebenswürdiger junger Mann und ward bald mein vertrauter Freund. Eben so sehr als ich die Musik, liebte er den Tanz. Diese Liebhaberey kettete ihn aber an gute Gesellschaft, denn nur da können glänzende Feste und große Bälle gedeihen, während man eine hinreißende Musik auch in der

schlechtgewähltesten und gefährlichsten Gesellschaft hören kann. Ein Musikus aus meiner Bekanntschaft schlug mir vor, mich in ein kleines Liebhaber-Concert zu führen, wo ich, wie er mir sagte, ein junges Mädchen hören würde, die wie ein Engel sänge. Ich ging mit, und in der That hörte ich auch dort Mademoiselle Sophie, ein allerliebstes Mädchen mit einer himmlischen Stimme und außerordentlichem Geschmacke singen. Auch ich spielte auf der Violine, ward beklatscht und besonders machte mich Sophiens Beyfall vor Stolz und Freude trunken. Das Concert ward bey einem alten Hagestolzen, Herrn Desormeaux, gehalten. Wir mußten zum Abendessen bleiben und ich saß neben Sophien. Jetzt erinnerte ich mich an alles, was ich jemals gelesen, und alles was mir meine Mutter über die schnell entstandnen Leidenschaften, über diese Blitzstrahlen gesagt hatte, und fühlte wohl, daß auch mein Stündchen geschlagen habe.

Sophie die etwa 20 Jahr alt seyn mochte, gab sich für 17 aus, und da sie sich außerordentlich naif und beynah kindisch benahm, so glaubte ich leicht, daß sie nicht älter sey. Eine Tante von 40 Jahren, die noch Ansprüche an Schönheit machen konnte, und sich für eine vertraute Freundin des Herrn Desormeaux ausgab, führte sie in die Welt ein. Ich erhielt die Erlaubniß, Frau von Elberg, so nannte sich diese Tante, besuchen zu dürfen. Ich ward dort sehr gut aufgenommen und alle Abende machten wir zusammen Musik. Die Gesellschaft, die sich hier versammelte, war weder glänzend noch liebenswürdig, aber ich sah niemand als Sophien. Ob ich schon im höchsten Grade verliebt und mehr als einmal allein mit Sophien gewesen war, denn Frau von Elberg war der aller unwachsamste und nachsüchtigste Mentor von der Welt, so hatte ich ihr doch meine Gefühle noch nicht entdeckt.

Sophie liebte die Blumen, und mit Hülfe eines Treibehauses und eines guten Gärtners, zwang die Liebe den Winter für sie die herrlichste Orangerie und die schönsten Rosenstöcke hervorzubringen. Eines Tages als Sophie, wie ich wußte, mit ihrer Tante in der Oper war, ließ ich eine Menge Blumen in ihr Musikzimmer bringen, umschlang damit ihre Harfe, legte auf diese noch überdieß einen Rosenzweig, und heftete daran ein kleines Billet, welches blos die Worte enthielt: Liebe weihet dies den Talenten und der Schönheit.

Diese Erklärung ward mit einem Gefühle aufgenommen, das mir vollends den Kopf verdrehte. Ich erhielt das zärtliche Gegengeständniß und ich beschwor feyerlich, mein Schicksal mit dem Sophiens zu vereinigen, denn ich schmeichelte mir, daß meine Mutter meine Liebe billigen werde. Uebrigens gestehe ich, wär' ich gar nicht

bös gewesen, wenn sich mir einige Hindernisse in den Weg gestellt hätten, damit ich den Ruhm, sie besiegt zu haben, erworben und doch so den interessanten Weg eines Romanhelden, mit ein wenig Aufsehn und Geräusch hätte machen können.

Gerade um diese Zeit war es, als meine Mutter unerwartet in Paris ankam. Sie hatte Briefe von ihrem Cousin, den Baron von Kolmeras, der nach einer fünfjährigen Abwesenheit mit einem beträchtlichen Vermögen aus Domingo wieder zurückgekommen war, erhalten. Meine Mutter hatte ihn immer zärtlich geliebt, und sie wollte jetzt seine Ankunft in Paris erwarten. Als der Baron fortgereist war, hatte er sein Weib und seine beyden noch kleinen Töchter auf seinem Schlosse Kolmeras in Bretagne zurückgelassen. Drey Jahre nachher starb die Baronin und die beyden jungen Mädchen blieben unter der Aufsicht einer Gouvernante noch dort. In

seinem Briefe hatte der Baron deutlich erklärt, wie sehr er es wünsche, daß ich seine älteste Tochter Stephanie, die erst damals 15 Jahr alt war, heyrathen möchte, Diese Nachrichten setzten mich in die größte Bestürzung.

Gegen das Ende des Monat März kam der Baron in Paris an. Er war vorher in Kolmeras gewesen. Noch war er von dem Anblicke seiner Töchter entzückt, und mit einer Offenheit, die ihm natürlich war, sprach er von dem Heyraths=Project, das er so sehr wünschte. Am andern Morgen nach seiner Ankunft mußte ich mich zum Frühstück bey ihm einfinden, und dieß blos um mir bey der Gelegenheit seine Stephanie zu rühmen. Da ich mit sehr frostiger Miene zuhörte, so fragte er mich deshalb und ich gestand ihm freymüthig, daß mein Herz nicht mehr mir angehöre. Ho, ho, antwortete er mir mit Lachen, es war die höchste Zeit bey dir es wegzuschen=

ken. In deinem Alter schon einen Liebeshandel?

Es ist kein Liebeshandel, es ist eine unbesiegbare Leidenschaft.

Nun ich will doch hoffen, junger Mann, daß er weder eine verheyrathete Frau noch eine schlechte Person liebt.

Das Mädchen, das ich liebe, ist frey, und eben so tugendhaft, eben so rein als schön.

Ist sie denn guter Herkunft?

Ja, ihr Großvater war einer der angesehensten Männer in Toulouse.

Hat sie Vermögen?

Nein.

Seit wie lange kennst du sie?

Seit drey Monaten.

Nun gut, so höre zu. Nur ungern würde ich meinen Lieblingsplan aufgeben, dich mit Stephanien verbunden zu sehen,

sehen, aber ich bin reich, sie ist allerliebst, da wird es nicht sehr schwer halten, einen andern Mann für sie zu finden. Ist es Dir unmöglich, zu meinem Glücke etwas beyzutragen, so soll mich das doch nicht abhalten, das Deine zu gründen. Fühlst Du in einem Jahre noch eben so wie jetzt, so verspreche ich Dir, Dir die Einwilligung Deiner Mutter zu verschaffen, ich will euch dann die Hochzeit ausrichten, will das Mädchen, das Du liebst, ausstatten, will ihr 40000 Franken mitgeben, aber ich verlange dagegen auch von Dir, daß Du nicht eher das Mädchen heyrathest, als bis Du Dir es ein ganzes Jahr lang überlegt hast.

Hätte ich das, was mein Onkel mir sagte, für aufrichtig gehalten, so würde es mich mit außerordentlicher Dankbarkeit erfüllt haben, aber so hatte ich den Kopf voll Ideen aus den Romanen die ich gelesen, und so fielen mir auf einmal alle die

Kriegslisten und Pfiffe wieder ein, die gewöhnlich Väter und Onkels in ihnen brauchen, um die Liebenden von einander zu trennen, und ich sah in dem Vorschlage meines Onkels blos einen Kunstgriff, der irgend einen geheimen Anschlag gegen meine Liebe verstecken sollte. Unterdessen — da ich davon noch keine Gewißheit hatte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm das, was er verlangte, zuzugestehn, und ich versprach mir es selbst, während der Zeit auf meiner Hut zu seyn, um nicht in die Schlingen zu gehen, die er mir etwa legen möchte.

So ging der Winter vorüber und Herr Desormeaux, der intime Freund von Sophiens Tante, schlug mir vor, ein paar Tage auf seinem Landhause zu Auteuil mit ihm zu verleben. Sophie sollte von der Gesellschaft seyn, also nahm ich dieß Anerbieten mit Entzücken an, hier hatte ich die beste Gelegenheit, Sophien ohne allen

Zwang zu sehen. Ich erzählte ihr, daß ich den Antrag, meine Hand der Fräulein Kolmeras zu geben, ausgeschlagen habe. Sophie schien darüber sehr unruhig zu werden. Um sie zu trösten, dichtete ich eine Romanze, aus der meine ganze Leidenschaft sprach. Da der Refrain dieser Romanze in meiner Geschichte eine sehr große Rolle spielt, so muß ich ihn dem Leser mittheilen. Er lautete so:

Kann der Thörin Stephanie
Der sein Herz wohl liebend geben,
Dessen Wünsche, glühend heiß,
Einzig nach Sophien streben?

Ich componirte diese Romanze selbst, und sie gefiel Sophien so, daß sie sie täglich sang und sich mit der Harfe dazu begleitete.

## Drittes Kapitel.

### Große Abentheuer.

Nach 8 Tagen kam ich trunken von Glück und Liebe nach Paris zurück. Ich liebte mit aller der Schwärmerey, mit allen dem blinden Glauben, den man nur im 18ten Jahre mit einem Kopfe voll Roman-Ideen und einem gefühlvollen Herzen haben kann. Sophie mußte noch drey Wochen auf dem Lande bleiben. Ich schrieb ihr des Tages zwey- bis dreymal, ich dachte nur an sie, und brannte vor Begierde wieder nach Auteuil zu gehen.

Eines Morgens trat mein Onkel in mein Zimmer, und sprach ohne irgend eine Vor-

rede gerade zu über Sophien, daß er sich ihrenthalben erkundigt habe, daß er gewiß wisse und gar nicht daran zweifeln könne, daß ihre Tante von jemand gehalten werde, und daß man der Nichte auch nicht viel besseres nachsage. Dieß Gespräch machte keinen andern Eindruck, als daß es mich nur noch mehr in dem Gedanken bestärkte, der Baron habe im Sinne, mich mit dem Mädchen, das ich anbetete, zu entzweien. Ich antwortete also blos mit einem spöttischen Lächeln.

Das ist ausgemacht, fuhr der Baron fort, Deine Sophie ist nichts weniger als das wofür sie sich ausgiebt, sie ist eine Abentheurerin, eine niedrige Buhlerinn. Ich weiß, daß sie Dich betrügen will und daß Du mir nicht auf mein Wort glauben wirst; höre also, wie ich die Sache angefangen habe. Sophie ist seit 3 Tagen, ohne daß Du es weißt, in Paris. Ich habe mich gestern unter dem falschen Namen eines

teutschen Barons bey ihr vorstellen lassen, und sie hat mir versprochen, noch diesen Abend in einem kleinen Hause, dus ich zu Bagnolet gemiethet habe, tête à tête mit mir zu speisen. Ich mache Dir nun den Vorschlag, komm um 9 Uhr auch hin, und ich hoffe, daß wenn Du Sophien wirklich dahin kommen siehst, Du alle die Verachtung gegen sie empfinden wirst, welche ein solches Geschöpf verdient.

Ja, antwortete ich mit festem Tone, ich will heut Abend nach Bagnolet kommen.

Sehr gut, mein Freund, sagte mein Onkel, ich sehe an deinem kalten Blute, daß Du schon halb von einer Leidenschaft geheilt bist, die Dich so sehr erniedrigen würde, das macht Deinem Herzen Ehre. Adieu, auf Wiedersehen heut Abend.

Mit diesen Worten verließ mich mein Onkel. Er betrog sich sehr in meinen Em-

pfindungen, ich glaubte nicht ein Wort von dem, was er mir da gesagt hatte. Ich bildete mir sofort ein, daß er Sophien blos dadurch, daß er ihr seinen wahren Namen genannt, zu dieser Zusammenkunft beredet, und sie unter irgend einem Vorwande, den ich nicht wußte, und der ohnstreitig Bezug auf mich gehabt, dazu veranlaßt habe. Ich fand es sehr natürlich, daß Sophie zu dem Onkel ihres Geliebten dieß Vertrauen hege, noch dazu, da ich ihr ihn als einen sehr achtungswerthen Mann, von dem ich noch einmal viel zu hoffen habe, geschildert hatte. Mein Onkel bildet sich ein, dachte ich bey mir selbst, daß ich, überzeugt, Sophie halte ihn für einen teutschen in sie verliebten Baron, sie, so bald ich sie in dieser unziemlichen Stunde allein bey ihm erblicke, für die niedrigste aller Creaturen halten, und dann ohne alle weitere Erklärung mit ihr brechen werde, aber der Herr Onkel wird sehen, daß ich nicht ganz so dumm bin, als er sich einbildet. Nachdenken und

Lesen können wohl das ersetzen, was Erfahrung noch nicht geben konnte.

Um 8 Uhr reiste ich nach Bagnolet. Ich war zu Pferde und also um 9 Uhr schon dort. Mein Onkel führte mich in ein Schlafzimmer, um mich in ein kleines Kabinet mit Glasfenstern zu verbergen, die auf einen Alkoven stießen. Nach einigen Minuten hörten wir einen Wagen kommen. Das ist sie, sagte der Baron, ich glaube daß es dir genug seyn wird, wenn Du sie nur wirklich in dieß Zimmer treten siehst; willst Du aber auch noch durch Deine Ohren Dich überzeugen, so hängt es blos von Dir ab, Dich in diesem Kabinet zu verbergen. Nein, erwiederte ich kalt, ich will sie hier erwarten. Die Thüre öffnete sich, Sophe trat ein, und ging langsam vorwärts. Aber auf einmal ward sie mich gewahr, erblaßte und bebte einen Schritt zurück. Ich schrieb blos der unerwarteten Freude mich wieder zu sehn, dieß Zurück-

beben zu. Ich warf mich ihr zu Füßen: theure Sophie, rief ich, man will uns unglücklich machen, man will uns trennen, aber vergebens will man das ... ein so grob angelegter Plan konnte mich nicht täuschen. Nein, nie konnte man mich überreden, daß Sie geglaubt hätten, hier zu einem Fremden zu kommen. Sie kannten meinen Onkel. Ja, meine Sophie, er legte ihnen einen schrecklichen Fallstrick... Wie, mein Herr, unterbrach mich Sophie, indem sie sich zu meinem Onkel wendete, sie haben meinen Ruf beschimpfen wollen? — Bey diesen Worten sah uns mein Onkel unbeweglich und erstarrt vor Verwunderung und Zorn, fest an, ohne ein Wort zu antworten.... Sophie wendete sich nun wieder gegen mich: Kommen Sie, liebster August, sagte sie, führen Sie mich aus diesem abscheulichen Hause... Hierbey nahm sie mich am Arm und wir eilten schnell davon.

Als wir im Wagen saßen, erzählte ich Sophien alles, was mir mein Onkel gesagt

hatte. Nach dieser Erzählung zog Sophie ihr Schnupftuch aus der Tasche, bedeckte sich das Gesicht damit und schluchzete. — O Himmel, rief sie; welchen Gefahren ist doch die Unschuld ausgesetzt, was wäre ohne Ihren Scharfsinn aus mir geworden! — Es ist wahr, erwiederte ich, so leicht betrügt man mich nicht. — Wer weiß das besser als ich, antwortete Sophie; aber, fuhr sie fort, was ist der Baron von Kolmeras für ein Ungeheuer! — Nein, ergegnete ich, das ist er wohl nicht, alle Väter, alle Vormünder, alle Onkels sind einer solchen Doppelzüngigkeit fähig, um zwey Liebende zu trennen, die sich trotz ihrer Projecte und des Stolzes ihrer Familien ohne Wanken lieben. Ich habe mehr als 20 Geschichten dieser Art gelesen, aber was in unsrer ganz neu ist, ist das, daß ich mich von der Kriegslist meines Onkels nicht habe bethören lassen. Gewöhnlich fassen bey solchen Gelegenheiten sonst der Geliebte oder die Geliebte schrecklichen Verdacht gegen

einander, und trennen sich ohne sich gegenseitig erklärt zu haben. — Sie konnten auch wohl sehen, fuhr Sophie fort, wie überrascht, wie bestürzt ihr Onkel durch diesen Ausgang ward. — Freylich, antwortete ich, und ich muß gestehen, ich habe mich recht darüber gefreut.

Am folgenden Tage nach diesem Abentheuer reiste mein Onkel, wüthend über mich, auf sein Schloß Kolmeras, nachdem er vorher meine Mutter von allem, was zwischen uns vorgefallen war, unterrichtet hatte. Ich mußte weitläufige Ermahnungen von meiner Mutter, meiner Tante, und selbst von meinem Freunde Amadeus anhören, aber ich wunderte mich darüber nicht. Das sind Zufälle, sagte ich bey mir selbst, auf die ich mich gefaßt halten mußte, schon lange sah ich diese Familien-Verschwörung voraus, da ist sie denn nun wirklich, große Stürme freylich kündigen diese Begebenheiten an, aber glor-

reich wird Liebe und Standhaftigkeit über alles siegen.

Ich fuhr fort, Sophien in geheim zu sehen. Eines Tages fand ich sie in Thränen, sie versicherte mich, sie habe gewisse Nachrichten, daß meine Familie Maaßregeln treffe, sie einsperren zu lassen und daß man schon um einen Verhaftsbefehl gegen sie angesucht habe. Mein Schrecken war gränzenlos. Jetzt schlug mir Sophie vor, mit ihr zu entfliehn. Schon tausendmal hatte ich selbst an eine Entführung gedacht, und es kostete ihr folglich gar keine Mühe, mich zu ihrem Vorsatze zu bewegen. — Ich habe, sagte sie, einen Onkel in Rotterdam, er ist ein Kaufmann und nicht lange erst aus Indien zurückgekommen, er wird uns mit offnen Armen aufnehmen: Da müssen Sie mich hinbringen. Sie werden mich meinem Onkel übergeben, er ist unermeßlich reich, hat keine Kinder und ich glaube, daß er alles für mich thun wird, vielleicht

wird dann das mir zufallende Vermögen das Benehmen Ihrer Familie gegen mich ändern. Aber das kann ich Ihnen nicht versprechen, meinen Onkel vorher schriftlich zu dem zu bewegen, was wir wünschen, ich muß ihn sehen, ich muß ihn sprechen, wir müssen selbst nach Rotterdam reisen. — Ich gab diesem Project meinen vollkommensten Beyfall. Alles war in einem Augenblicke abgeredet, blos Eins setzte mich in Verlegenheit. Sophie gestand mir, daß sie einige Schulden und zu viel Zartgefühl habe, um plötzlich ohne sie bezahlt zu haben, abzureisen, ich müßte ihr also vor allen Dingen 100 Louis zu schaffen suchen. Ich borge sie unbedenklich von Ihnen, setzte sie hinzu, denn sobald wir nach Rotterdam kommen, wird sie mein Onkel sofort zurückzahlen. Ich versprach bestimmt die 100 Louis binnen 24 Stunden zu schaffen. Ich fing damit an, meine Uhr und einige andre Kostbarkeiten zu verkaufen, Amadeus borgte mir 20 Louis, ich lieh noch von an=

dern Bekannten dazu, und ein alter Wucherer machte durch 4000 Franken die Summe voll, denn ich mußte ja doch auch selbst noch einiges Geld zur Reise nach Rotterdam haben.

Ich brachte Sophien die 100 Louis, und wir kamen dahin überein, daß ich sie noch heute um Mitternacht entführen sollte. Ich hatte alles vorbereitet und zur bestimmten Stunde war ich mit einem Wagen und Postpferden an der Barriere. Ich selbst war zu Pferde, weil ich keinen Bedienten hatte mitnehmen wollen. Ich sah eine Miethkutsche halten. Ich näherte mich und fragte, Sind Sie es? Bey diesen Worten wird der Schlag geöffnet und eine Dame, ganz in einen weißen Schleier gehüllt, steigt heraus, in die Postschaise hinein, und nun ging es in gestrecktem Galopp vorwärts. Ich ritt voraus um Postpferde zu bestellen, und so trieb ich es die ganze Nacht durch. Wir waren einverstanden, uns erst dann aufzuhal-

ten, wenn wir jenseits der Gränze wären. Wir flogen wie der Wind, ich war immer eine Stunde voraus; und langte nach einem äußerst ermüdenden Ritte in Quevrain an. Da wir hier nicht mehr auf Französischem Boden waren, so stieg ich vom Pferde, um Sophien zu erwarten. Nach einer halben Stunde werde ich die Postchaise von fern gewahr, ich fliege ihr entgegen, der Wagen hält, ich nähere mich ihm, ich öffne den Schlag, ich steige hinein, setze mich an die Seite des noch immer dicht verschleierten schönen Flüchtlings, und nachdem ich die Vorhänge herabgelassen hatte, beschwöre ich sie ihren Schleyer zu heben..... Stelle man sich, wenn es möglich ist, meine Empfindung vor, als ich jetzt eine plumpe Hand, schwarz wie Tinte, den Schleyer zurückwerfen, und mir das Gesicht einer häßlichen afrikanischen Negerin, die seit 3 Monaten bey Sophien diente, enthüllen sahe. Ich war versteinert.... Die Negerin, die nur sehr schlecht französisch sprechen

konnte, hatte eine Aussprache ohngefähr wie ein Kind von 4 Jahren und einen Ton, der mit ihrer sehr materiellen Figur in dem lächerlichsten Contraste stand: sie lächelte mir freundlich zu, und sagte: Ich, Deine Geliebte seyn.... Was ist denn aus Sophien geworden? schrie ich endlich außer mir vor Wuth. Die Negerin erschrack und wollte aus dem Wagen springen, ich hielt sie aber zurück, um sie weiter zu befragen. Hier erfuhr ich aber blos daß Sophie selbst die Negerin an ihrer Statt geschickt habe, indem sie gegen dieselbe vorgegeben, daß ich in sie, die Negerin, verliebt sey, und dieser nur empfohlen habe, ohne zu sprechen in die Postchaise zu steigen und bis an die Gränze darin verschleiert sitzen zu bleiben. Diese Umstände reichten hin, sie ließen mir keinen Zweifel an Sophiens Untreue übrig, und ich mochte in meinem Kopfe nach einer romantischen Verwickelung, nach einem geheimnißvollen Sinne, der Sophien bey diesem Aben-

theuer rechtfertigen könnte suchen, wie ich wollte, ich fand keinen.

---

## Viertes Kapitel.

### Der Tod einer Buhlerin.

---

Ich ließ die Negerin samt der Postchaise in Quevrain und eilte mit Courierpferden nach Paris zurück. Kaum dort angekommen, flog ich auch schon in Sophiens Haus, hier erfuhr ich aber, daß sie mit einem Musikus, in den sie seit 6 Wochen sterblich verliebt gewesen, nach England abgereist sey. Um 100 Louis zu erhaschen, hatte sie mir eine Entführung vorgeschlagen, weil sie wußte, daß ich außerordentliche Lust dazu hatte, und um selbst mit ihrem

Geliebten zu entfliehn, und es zu verhindern, daß ich ihr nicht so fort nachsetzen möchte, hatte sie den klugen Einfall gehabt, mir ihre Negerin einstweilen zum entführen zu überlassen... Verwirrt, verzweifelnd, von Strapazen erschöpft, warf ich mich meiner Mutter zu Füßen, und betheuerte ihr, daß ich der Liebe auf ewig entsagte. Meine Mutter verzieh mir, und befahl mir, mich schlafen zu legen. Ich schlief auch in der That 12 Stunden nach einander, was denn nun freylich für einen verrathenen Liebhaber nicht sehr romantisch ist. Ich war, als ich aufstand, am ganzen Körper so zerschlagen, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte, und meine Mutter benutzte diese Gelegenheit zu einer rührenden Abhandlung über die schrecklichen Folgen der ersten Leidenschaften, denn sie nahm sich wohl in Acht, den Zustand, in dem ich mich befand, auf die schnelle und weite Reise die ich zu Pferde gemacht hatte, zu schieben. Uebrigens betrog sie sich aber darin nicht, daß

sie mich für unglücklich hielt, ich war gedemüthigt, mein Herz war zerrissen, und selbst die tiefste Verachtung konnte das Andenken an den unwürdigen Gegenstand, den ich so heiß geliebt hatte, nicht aus meinen Gedanken verbannen. Kann man in einem Augenblicke von der Liebe zur Gleichgültigkeit übergehn? Ach! so viele Ketten fesseln uns an den Gegenstand, den man allen andern vorzog, daß nicht einmal Verachtung sie alle zu brechen im Stande ist. Ich betete Sophien nicht mehr an, aber ich fand immer noch ein gefährliches Vergnügen darin, an ihre Gestalt, ihre Talente, den Ton ihrer Stimme, ihre Unterhaltung, ihren Frohsinn, an die Gleichheit ihres Gemüths mich zu erinnern.... Oft wiederholte ich es mir, sie ist treulos, sie ist verworfen, aber eben so oft sagte ich mir auch, es giebt doch kein so liebenswürdiges Weib als sie.... Das ist immer noch Enthusiasmus, und so lange dieser dauert, ist man noch nicht völlig geheilt. Ich reiste

zu meinem Regiment. Dort blieb ich 5 Monate, führte mich sehr still auf, und kam dann nach Paris zu meiner Tante zurück, um dort den Winter zu verleben. Nicht ohne lebhafte Bewegung hörte ich hier, daß Sophie nach Paris zurückgekommen, und auf dem italienischen Theater aufgetreten sey. Sie wohnte auf einer Straße, ohnweit der, wo ich wohnte, in den schönsten Zimmern eines großen Hotel garni, deren Fenster auf die Gasse herausgingen. Ich begegnete ihr mehreremale in einem sehr glänzenden Wagen. Ein Ritter von Kernosi unterhielt sie, und richtete sich ihrentwegen zu Grunde. Lebhaft stieg die Versuchung in mir auf, ihr ihre Treulosigkeit selbst vorzuwerfen, unterdessen fühlte ich, daß ich mich erniedrigen würde, wenn ich mich so mit ihr beschäftigte, und ich beschloß ernst eine Schwachheit zu bestreiten, für die ich jetzt gar keine Entschuldigung mehr hatte.

Zwey Monate war ich nun schon in Paris, als ich erfuhr, daß dieß Mädchen gefährlich krank darnieder liege und an einem Blutsturze sterben werde. Nun erkundigte ich mich jeden Tag nach ihrem Befinden, und am Abende des dritten Tages sagte man mir, daß sie in den letzten Zügen liege. Ich weiß nicht, was jetzt in mir vorging, aber von einer unwiderstehlichen Gewalt fortgerissen mußte ich auf der Stelle mein Zimmer verlassen. Der Gedanke, daß sie im Sterben liege, schien mir ein Recht zu geben, sie ohne Erröthen zu besuchen. Ich flog zu ihr. Als ich ihrer Wohnung nahe kam, sah ich die Fenster in ihrem Zimmer offen, ich schauderte, aber ich ging doch ins Haus.

Eine Magd, der ich begegnete, fragte ich nach ihr, sie antwortete mir ziemlich grob: Meiner Treu, ich weiß nicht, ob sie noch lebt, wer bekümmert sich denn um solche Mädchen da?... Nun gehe ich vorwärts an die Treppe. Ich steige hinauf.

Im ersten Stock bleibe ich stehen, ich sehe niemand, alle Thüren sind offen, ich gehe weiter durch zwey Vorzimmer, und komme endlich in eine Schlafkammer.... Hier war weder Wächter, noch Priester, noch Bedienter... Hier kannte man die heilige Religion nicht, nie erschien hier die Freundschaft, und mit dem Vergnügen und der Wollust war auch die Liebe entflohn... Nur der Tod erfüllte dies weite Gemach... Schon war der Abend ganz herein gebrochen und doch hatte man nicht einmal eine Lampe in dieser verlassenen Kammer angezündet. Nur von einer Straßenlaterne, die einem offenstehenden Fenster gegenüber hing, erhielt sie einige Beleuchtung.... Schwankend ging ich vorwärts.... Der erste Gegenstand, auf den ich stieß, war eine Harfe ohne Saiten, die an einem Tische lehnte... Alle meine Gefühle wurden bis zu Thränen weich, ich erinnerte mich an die reizende Gestalt, die ich so oft die Harfe tönend in den Armen hatte halten sehen.... Alles in

der Kammer war in Unordnung, verschiedene Meublen über einander hingeworfen, nahmen einen Theil davon ein. Nahe an dem Alkoven stand eine halb umgefallene sehr geschmakvolle Toilette, ein zerbrechlicher Altar der Schönheit, der ehedem immer die süssesten Wohlgerüche verbreitete. In geschmackvollen Vasen standen hie und da noch frische Blumen herum, auf einem Kanapee lag ein Ballkleid mit Rosen-Kränzen bedeckt, zerbrochene Masken waren auf dem Boden herumgestreut, kurz alles kündigte hier an, daß der Tod sein Opfer in den Armen der Thorheit und des Vergnügens überrascht und ergriffen habe... Ich hebe die Augen auf und schaudre... Ich sehe den Alkoven, ich trete hinein... Das ganze Innere dieses Gemachs war mit Spiegeln bedeckt, die noch vor wenig Tagen das Bild einer strahlenden, wollüstigen Schönheit verdoppelten, und jetzt blos das schreckliche Bild der Zerstörung vervielfachten... In diesen Spiegeln brachen sich

schimmernd die Strahlen der Straßenlaterne, und bildeten einen Lichtkreis, in dem mein Auge mit Schrecken tausendmal wiedergegeben die entseelte Gestalt der unglücklichen Sophie erblickte.... Du bist also nicht mehr, rief ich aus, diese glühenden Augen sind für immer erloschen, für immer geschlossen, dieser zauberische, treulose Mund wird sich nie wieder öffnen, jene Syrenen-Stimme nie wieder ertönen!.... Und zu was hast Du nun diese himmlischen Reize alle benutzt?.. Das Laster verkürzte Dein Leben, Du empfandest in Deinen letzten Augenblicken nur den gräßlichen Zustand des Verlassenseyns, kein Andenken wird von Dir zurückbleiben, als ein verachtetes, verworfnes! — Unglückliche!... wenigstens soll doch Eine Thräne des Mitleids auf Dein Sterbebette fallen... Bey diesen Worten rollten meine Thränen unaufhaltsam, meine Blicke hefteten sich auf den traurigen Gegenstand, den ich hier vor Augen hatte, meine Knie zitterten und wankten,

und da ich eine Ohnmacht fürchtete, entriß ich mich endlich mit Gewalt diesem fürchterlichen Schauplatze, und entfernte mich von Sophiens Sterbebette. Aber indem ich schnell zurücktrat, stieß ich an die Harfe, sie fiel und gab im Fallen einen harmonischen Ton von sich, der mir schrecklich bis ins Innerste dröhnte.... Ich glaubte Sophien zu hören.... In der Lage, in der ich mich befand, hatte diese Täuschung meiner Einbildungskraft so viel Einfluß auf meine Sinne, daß ich auf dem Punkt war in Ohnmacht zu fallen. Ich stützte mich also schnell auf einen Tisch, und blieb so, ohne kaum Odem holen zu können, einige Minuten unbeweglich stehn.... Ein gewaltiger Lärm, den ich im Hause hörte, brachte mich etwas wieder zu mir selbst. Es waren die Gerichtspersonen, die hier versiegeln wollten.... Ich faßte alle meine Kräfte zusammen, ging langsam an den Wänden des Zimmers hin und suchte den Ausgang zu erreichen. In diesem Augen-

blicke trat der Commissair und sein Gefolge von einer Kammerfrau mit einem brennenden Lichte in der Hand angeführt, in das Zimmer. Ich ging ihnen, als sie eintraten, entgegen und stieß von ohngefähr einen Tisch um, der mir gerade in den Weg kam. Bey diesem Geräusche bricht die Kammerfrau vor Schrecken in ein gellendes Geschrey aus, und wirft das Licht weg, das sie trug. Dieß verlöscht. Alle Anwesende stutzen, treten zurück, ich benutze die allgemeine Bestürzung und Dunkelheit, und eile zu dem Wirthe hinab, der mich kannte und mir die Hausthüre öffnen ließ.

---

## Fünftes Kapitel.

### Ein Theaterstreich.

---

Diese letzte Begebenheit ließ eine tiefe Schwermuth in mir zurück. Mein Onkel,

der damals in Paris war, und mir längst verziehen hatte, nahm mich in unsere mittäglichen Provinzen, wohin ihn einige Geschäfte riefen, mit. Er würkte mir auf ein Jahr Urlaub von meinem Regimente aus. Diese kleine Reise that mir sehr wohl. Ich suchte mich so viel möglich zu zerstreuen und nach 7 bis 8 Monaten gelang es mir auch, meine vorige Ruhe wieder zu erlangen, aber ich behielt doch immer noch eine Art von Schwäche die bloß von meiner gereizten Einbildungskraft herrührte, und anstatt sich zu vermindern mit der Zeit immer mehr zunahm. Seit Sophiens Tode hatte ich es mit der grösten Sorgfalt vermieden, eine Harfe spielen zu hören, schon der Anblick dieses Instruments, wenn ich etwa vor dem Gewölbe eines Instrumentmachers vorbeyging, verursachte mir eine unnennbare Bewegung und Unruhe. Durch Gewohnheit würde mir es leicht geworden seyn, diese Eindrücke zu verlöschen, aber ich gab mir im Gegentheil nicht die geringste

Mühe diesen Wiederwillen zu überwinden, und so wurde er zu einer wahren Krankheit, denn nach 8 Monaten konnte ich nicht einmal mehr mit kaltem Blute das Wort Härse aussprechen hören, oder eine auf einem Gemälde sehen, ohne nicht gleich die Augen wegwenden zu müssen. Diese Tollheit ausgenommen, die ich, weil sie mir interessant und ungewöhnlich schien, mit Wohlgefallen nährte, war ich ruhig und vernünftig geworden. Mein Onkel der mit meiner Aufführung vollkommen zufrieden war, fing wieder an, mit mir von seiner Tochter zu reden, und prieß mir ihre Reize, ihren Verstand und ihr Gemüth so sehr an, daß ich endlich den Wunsch in mir erwachen fühlte, sie kennen zu lernen. Da ich aber den Ehrgeiz, der Held eines Romans zu werden, immer noch nicht aufgegeben hatte, so wünschte ich auch nicht auf eine gewöhnliche Art mit dem Fräulein von Kolmeras bekannt zu werden. Denn wenn mich der Baron auf sein Schloß geführt hätte, so

würde er mich seiner Tochter sofort als den ihr bestimmten Bräutigam vorgestellt haben, und ich wollte doch, ehe ich mich zu seinen Absichten brauchen ließ und eine solche Verbindung schloß, gern mit eignen Augen beurtheilen, ob die väterliche Liebe nicht den guten Baron beym Lobe seiner Tochter etwas bestochen habe.

Im Monat Mai ging ich zu meinem Regimente ab, und blieb dort ein Vierteljahr. Endlich bekam ich von meinem Obersten wieder Urlaub auf 2 Monate und nun reiste ich nach Bretagne. Als ich ohnweit des Schlosses Kolmeras angekommen war, suchte ich Unterkommen in einer Hütte, wo ich als ein ermüdeter Reisender, der nicht weiter fort könne, freundlich aufgenommen ward. Ich war zu Pferde und gab mich für einen Roßhändler aus. Mit Vergnügen erfuhr ich, daß der Baron abwesend sey und erst in einigen Tagen wiederkommen werde. Ich hoffte die Fräulein von

Kolmeras auf den Spaziergängen in der Gegend des Schlosses zu sehen; aber man sagte mir, daß sie in Abwesenheit ihres Vaters, nur sehr selten den Schloßgarten verließen. Nun faßte ich den Entschluß, einen von den Leuten im Schlosse zu gewinnen. Unter andern wurden die Fräuleins, die unter der unmittelbaren Aufsicht einer alten Gouvernante standen, von zwey jungen Leuten bedient. Von diesen hieß der eine Charlot und war 17 Jahr alt, die andere war ein Mädchen von 15 Jahren, mit Namen Labet. Man erzählte mir auch, es sey so eben ein andres Dienstmädchen gestorben, was denn sehr große Veranlassung zu einer Menge von Gespenstergeschichten gegeben habe, und wodurch die alte Gouvernante und die niedern Dienstboten im Schlosse sehr furchtsam geworden wären. Dieser Umstand gab mir den Gedanken ein, die Rolle eines Gespenstes zu spielen, um mich so ins Schloß zu schleichen, und nach meinem Belieben diejenigen Personen, die

mir nicht gelegen waren, zu entfernen. Ich gewann den jungen Charlot, der ohnerachtet er in vielen Dingen so einfältig wie ein Kind war, das nie aus dieser entfernten Provinz herausgekommen ist, mir in andrer Hinsicht sehr verständig zu seyn schien. Er führte mich dem gemäß eines Abends ins Schloß und verbarg mich auf seiner Kammer. Mit einem großen weißen Tuche behangen, durchstrich ich noch an diesem Abende das ganze Schloß, um mich mit dessen inneren Bauart und Lage vollkommen bekannt zu machen. Ich ward durch die Bedienten, die mir bey dieser Untersuchung begegneten, nicht in Verlegenheit gesetzt, denn sie entflohen alle, sobald sie mich nur erblickten, mit einem lauten Angstgeschrey. Doch wollte ich die Fräulein von Kolmeras nicht erschrecken, ich näherte mich also ihren Zimmern nicht, und als ich die Runde in den übrigen Theilen des Schlosses gemacht, legte ich mich in Charlots Stube zu Bette, nachdem ich noch

vorher ein gutes Abendessen mit ihm eingenommen hatte.

Am andern Morgen erzählte mir Charlot, ich habe im Schlosse alles in die schrecklichste Angst gesetzt, aber die Bedienten hätten auch schon so eine Menge Mährchen von der Erscheinung der verstorbenen Magd zusammgelogen, daß die Fräuleins nicht ein Wort von alle dem glaubten, was man ihnen von der vorigen Nacht erzählte. Mittags stellte mich Charlot hinter eine Thüre, durch die wir ein Loch gebohrt hatten, und ich konnte durch dasselbe Stephanien, die älteste der beyden Schwestern, vollkommen und recht nahe bey mir sehen. Ich war hingerissen und bezaubert, als ich sie erblickte. Sie war tausendmal schöner als Sophie, und besaß noch überdieß so einen bescheidenen Anstand, und so viel natürliche Grazie, daß schon dadurch selbst die Häßlichste liebenswürdig geworden seyn würde. Hortensie, ihre jüngere Schwester,

hatte, ohne gerade vollkommen schön zu seyn, eine auffallend reizende Gestalt. Diese beyden allerliebsten Schwestern wohnten bey einander im untern Stocke des Schlosses, neben den Zimmern ihres Vaters. Charlot stahl einen Schlüssel zu des Barons Cabinet und schloß mich des Tages über dort ein. Die Fenster dieses Cabinets, gingen auf ein Blumenbeet, das Stephanie besorgte. Hinter einer Jalousie verborgen hatte ich das Vergnügen, sie ganz nach meinen Wünschen zu betrachten, denn alle Nachmittage brachte sie in ihrem Gärtchen zu. Ich ward zum Rasendwerden verliebt in sie, und eine quälende Unruhe ergriff mich, der ich nicht Herr werden konnte. Ich konnte unmöglich glauben, daß Stephanie nicht wissen sollte, daß ich vier Jahr vorher ihre Hand ausgeschlagen hatte. Ich fürchtete, sie möchte über diese Weigerung aufgebracht, und gegen mich außerordentlich eingenommen seyn, und ehe ich mich selbst zeigte, beschloß ich, mir Licht

über ihre Gefühle gegen mich zu verschaffen. Ich schrieb also einen liebeglühenden Brief an sie und übertrug es Charlot, ihn ihr, wenn sie allein seyn würde, einzuhändigen. Gegen Abend benachrichtigte mich Charlot, daß zwey Knechte vom Hofe, der Gärtner und die Köchin sich in der Gallerie zusammenfinden wollten, um dort die Nacht über zu wachen, weil der Gärtner, ein starker Geist, alle Gespenster läugne, blos Irrwische statuire, und an das Wiederkommen der Verstorbenen durchaus nicht glaube. Ich wollte den Muth des Gärtners prüfen, deshalb begab ich mich in die Gallerie, die blos durch eine von der Decke herabhangende Laterne erhellt wurde. Charlot ließ mich allein. Ich wickelte mich in mein Tuch, kroch unter einen Marmor-Tisch und hielt mich da ganz unbeweglich still. Nach einigen Minuten hörte ich leise eine Thüre öffnen, und meine Verwunderung war gränzenlos, als ich aus derselben ein Gespenst, das mir ganz gleich costümirt

war, in die Gallerie schleichen sah. Es ward mich nicht sogleich gewahr. Es that einige Schritte vorwärts und setzte sich auf ein Canapee, immer noch ohne mich zu sehen. In diesem Augenblicke fiel mir ein, dieß Gespenst könne nichts anders als ein Nebenbuhler seyn, und von diesen Gedanken aufgereizt, trat ich auf einmal vor dasselbe hin. Wer bist Du? schrie ich mit fürchterlicher Stimme. — Und wer bist Du selbst? antwortete es in demselben Tone. — Ich bin Dein Feind. — Hast Du einen Degen? — Geht wohl ein Liebhaber je ohne diesen! — Folge mir. — bey diesen Worten enthüllte ich mein Gesicht, und augenblicklich warf sich das Gespenst, mein Gegner, mir um den Hals, und ich erkannte in ihm meinen Cousin Amadeus. — Und was führt denn Dich hierher? fragte ich ihn. Sey ruhig, antwortete er, ich komme nicht wegen Stephanien; Hortensie ists, die ich liebe. Nach dieser Versicherung umarmte ich Amadeus mit Entzücken. In diesem Augenblicke ka-

men auch die Bedienten herbey, wir stürzten auf sie los und alle nahmen mit dem Geschrey, daß es wohl ein Dutzend Gespenster wären, die Flucht. Nach diesem Feldzuge zog ich mich in das Cabinet des Barons zurück, wo ich mich mit Amadeus einschloß. Dieser erzählte mir, sein Regiment liege in Dinan, einem Städtchen nur eine kleine Meile von Kolmeras, in Garnison, er habe also manchmal in der Gegend des Schlosses kleine Spaziergänge gemacht, hier hätten denn die abentheuerlichen Gespenstergeschichten, welche die Leute vom Schlosse erzählt, ihm dieselbe Idee eingegeben, die ich gehabt, und mit Hülfe der Babet, seiner Vertrauten, habe er sich an dem heutigen Morgen ins Schloß geschlichen. Aber glücklicher als ich, hatte er auch bereits Hortensien seine Liebe erklärt. Diese wußte, daß ihr Vater ihr, bey seiner Rückkehr, Amadeus als ihren künftigen Gemahl vorstellen werde, und hatte also kein Bedenken dabey gefunden, diesen Abend

eine Zusammenkunft mit ihm in der Gallerie zu halten, wohin sie sich mit ihrer Schwester und Babet verfügen wolle.

---

## Sechtes Kapitel.

Unerwartete Begebenheiten, und außerordentliche Vorfälle.

---

Es war halb 10 Uhr des Abends als Charlot zu mir ins Cabinet kam. Er war ausserordentlich befremdet, noch einen Gesellschafter darin zu finden. Babet, eben so verschwiegen als er, hatte Amadeus Geheimniß auch nicht verrathen. Dieser verließ mich nun, um sein Rendezvous nicht zu versäumen, und versprach mir, nach dessen Beendigung wieder in das Cabinet zu kommen, und mir Nachricht darüber zu bringen. Charlot sagte, daß er noch keine Gelegenheit gefun=

den habe, Stephanien meinen Brief zu übergeben. Ich schalt ihn deshalb tüchtig aus und gab ihm den ausdrücklichen Befehl, ihn ihr auf der Stelle einzuhändigen. Nach einer Viertelstunde kam Charlot ganz außer Odem zurück, und schien völlig ausser sich zu seyn. So wie er ins Cabinet trat, warf er sich auf einen Sessel und schrie: Ich kann nicht mehr! ich kann nicht mehr!

„Was hast Du denn, was ist Dir denn begegnet? fragte ich.

Ach, gnädiger Herr, etwas ganz erschreckliches!... Sie werdens gar nicht glauben.

„Nun was denn?“

Ach, gnädiger Herr, es giebt auch jetzt im Schlosse ein wahrhaftiges Gespenst!...

Was fabelst Du da?“

Ja, ja, gnädiger Herr, ein wahrer Kobold oder besser zu reden, eine wahre weiße Frau, denn es ist der Geist eines Weibes.

„Du hast also das an ihrer Bosheit gesehen.“

Und an ihrer Eifersucht.

„Ach, laß die Possen. Was ist aus meinem Briefe geworden.“

Gnädiger Herr, die Hexe will es ja aber nicht zulassen, daß ich ihn abgebe, sie hat mir mit einer wahrhaft schrecklichen Stimme zugeschrien: ich verbiete es Dir! Nun verlor ich die Gedult, ich jagte dem armen Charlot durch meine Wuth einen solchen Schreck ein, daß er mit den Worten aufstand, nein, wenn das so wäre, so wolle er allen Gespenstern zum Trotze doch dem Fräulein den Brief einhändigen. Aber, apropos, setzte er hinzu, hier ist ein Papier, das ich Ihnen auf Befehl des Geistes zustellen soll. — Bey diesen Worten legte er ein Papier vor mich auf den Tisch und lief schnell davon. Ich bildete mir sofort ein, dieses neue Gespenst sey ein Streich, den Baber oder ein anderer Dienstbote Charlot

spiele, doch wollte ich sehen, was denn auf dem Papier stehe, das er mir zurückgelassen, ging also an den Tisch und nahm und entfaltete es. Kaum hatte ich aber die ersten Zeilen erblickt, als sich ein allgemeines Zittern meiner bemächtigte, und ich halb ohnmächtig in einen Lehnstuhl fiel.... Es war ein Liebesbrief den ich ehemals an Sophien geschrieben und in dem ich, um ihre Zweifel an meiner Treue zu beschwichtigen, mit der größten Verachtung von Stephanien gesprochen hatte.... Ich schämte mich selbst über den Schreck, den ich deshalb empfunden hatte, und suchte dieß Geheimniß zu durchdringen. Vergebens aber zerbrach ich mir den Kopf, als ich auf einmal am ganzen Körper bebend... deutlich und ganz in meiner Nähe die Töne einer Harfe hörte... Es war ein einziger aber stark angeschlagner Akkord, der bis in das Innerste meines Herzens wiederhallte... Dieser laute, fürchterliche Accord schien mir ganz dem Tone gleich, den Sophiens fallende Harfe in

jener schrecklichen Nacht von sich gab, als ich diese auf ihrem Todtenbette gesehen hatte.... Man erinnere sich, daß ich es seit der Zeit sorgfältig vermieden hatte eine Harfe spielen zu hören, und man wird sich über die unbeschreibliche Unruhe, die ich in diesem Augenblicke empfand, wo sich alles zu vereinigen schien, um diesen Eindruck noch tiefer zu machen, nicht wundern. — Ich suchte mich zu überreden, daß alles dieß nur eine Täuschung sey, aber was ward aus mir, als diese unsichtbare Harfe, von neuem zu spielen anfing und ich die Melodie des Refrains zu der Romanze, die ich ehemals für Sophien gemacht hatte, und dessen Worte ich schon vorher angeführt habe, wieder hören mußte, jene Worte;

Kann der Thörin Stephanie
Der sein Herz wohl liebend geben,
Dessen Wünsche glühend heiß
Einzig nach Sophien streben.

Die Harfe schwieg. — In diesem Augenblicke traten Amadeus und Charlot wie-

der herein. Meine Blässe erschreckte sie. Amadeus fragte, was mir fehle. Anstatt zu antworten, fragte ich ihn nach seiner Zusammenkunft mit Hortensien. Hier erzählte er mir denn, daß er zwar die beyden Schwestern gesehen, es jedoch nicht gewagt habe Stephanien zu sagen, daß ich im Schlosse mich verborgen halte, daß man ihm aber dagegen die Erlaubniß ertheilt habe, bis morgen, wo der Baron zurückkommen werde, hier zu verweilen, und die Nacht in einem kleinen Pavillon, der nur durch einen Hof vom Schlosse getrennt sey, zuzubringen. Dahin müsse ich ihm denn folgen, Charlot habe meinen Brief übergeben und gewiß werde ich morgen früh Antwort darauf erhalten.

Nach dieser Erzählung fragte ich Charlot, wer das sey, der hier im Schlosse die Harfe spiele.

„Die Harfe? erwiederte er, was ist das, ist das ein Kartenspiel?“

Wie, es gäbe keine Harfe hier im Schlosse?

„Nein, gnädiger Herr!“

Aber doch ein Pianofort?

„Auch nicht so ein Ding.“

Spielt denn Deine junge Herrschaft gar kein Instrument?

„Gar keins, aber ich spiele den Dudelsack, das ist das einzige Instrument hier im ganzen Schlosse.

Das ist unbegreiflich....

Hier bebte ich zusammen, der Mund blieb mir offen stehen und mit verwirrten Blicken sah ich Charlot stier an.. denn in diesem Augenblicke ließ sich die Harfe wieder hören und spielte wieder den fürchterlichen Refrain.... Charlot und Amadeus fingen an zu lachen und fragten, was mir denn fehle? — Wie, sagte ich mit erstickter Stimme, ihr habt nichts gehört? — Was denn? — Eine Harfe! — Was für eine

sonderbare Idee, rief Amadeus aus, wie kannst Du glauben, daß auf einem Schlosse, tief in Bretagne, jemand die Harfe spielen kann.... Bey diesen Worten trat die junge Babet ein, meldete uns, daß ihre Fräuleins sich schlafen legen wollten, und uns daher bäten in den Pavillon zu gehen, morgen beym Frühstücke erwarteten sie uns. Babet hatte noch nicht aufgehört zu sprechen, als die Harfe wieder den ewigen Refrain anfing.

„Hört, hört! schrie ich."

Alles war still, und die Harfe spielte immer fort. Als sie aufgehört hatte, fragte ich die Anwesenden: Nun?

Nun, erwiederte Amadeus, ich habe nichts gehört.

Ich auch nicht, setzte Charlot hinzu.

Was mich betrift, sagte Babet, so habe ich blos den Wind pfeifen hören, das war alles.

Jetzt ging ich eben so ungeduldig als bewegt nach der Thüre. Laßt uns, schrie ich, dieß vermaledeite Zimmer verlassen. Ich war in der That sehr froh, mich aus diesem unglücklichen Zimmer zu entfernen und nichts in der Welt hätte mich bewegen können, die Nacht über darin zu verweilen. Man führte uns in den Pavillon. Hier fanden wir ein Zimmer mit zwey Betten und dieß letztere, ich gestehe es, zu meiner großen Freude. Alle Geschichten von Geisterbesuchen und Erscheinungen, die mir meine Mutter ehemals erzählt hatte, kamen in mein Gedächtniß zurück und stellten sich schaarenweis meiner gereizten Phantasie dar. Ich war daher froh während dieser Nacht einen Gesellschafter zu haben. Ich fürchtete mich vorzüglich vor mir selbst, denn ich war in einer Gemüthslage, die nahe an Wahnsinn gränzte, wo die Bewegung und Unruhe meiner Sinne so hoch gestiegen war, daß ich mich der bizarresten Ideen nicht mehr er-

wehren, und eine ungeheure kindische Furcht nicht mehr besiegen konnte.

Man brachte uns das Abendessen und da wir nicht mehr verborgen zu bleiben brauchten, wartete Charlot uns auf. Mitten über Tische stand ich auf einmal auf. Die Harfe spielte jenen schrecklichen Refrain auch hier wieder. Amadeus zankte mich ernstlich aus, und versicherte, ich werde am Ende gar noch Geister sehen... Als Charlot uns verlassen hatte, erklärte ich meinem Freunde die Ursache meiner Unruhe, indem ich ihm die Geschichte von der Romanze, die er noch nicht kannte, erzählte. Immer aber betheuerte er, daß diese eingebildete Musik blos ein Kind meiner Phantasie sey, als ich ihm aber auch den Brief, den ich erhalten hatte, zeigte, gestand er, daß dieß doch außerordentlich sonderbar sey. Wir erschöpften uns in Muthmasungen darüber, aber endlich hörte Amadeus vom Schlummer überwältigt auf, mir zu

antworten und mir zuzuhören. Er warf sich auf ein Bette und schlief fest ein. Ich blieb an einem Tische sitzen, zog ein Buch, das ich bey mir hatte, aus der Tasche und fing an, obwohl mit vieler Zerstreuung, zu lesen. Ich saß gerade einer kleinen Thüre zu einer Kammer gegen über, die durch einen einen Vorhang verborgen ward. Ich glaubte ein leichtes Geräusch zu hören, richtete die Augen dorthin, und sah den Vorhang sich bewegen, und leise schwanken. Nun legte ich mein Buch auf den Tisch, und ging nach jener Thür zu, um die Sache zu untersuchen. Im Augenblicke, wo ich mich ihr näherte, zog sich der Vorhang von selbst hinweg und ich erblickte eine mit Rosen geschmückte Harfe, an die ein Papier mit den von meiner Hand geschriebenen Worten, Liebe weiht dieß den Talenten und der Schönheit, befestigt war.... Dieß war meine erste Liebeserklärung, die ich Sophien machte, dieß war ihre Harfe.... Ich stürzte an Amadeus Bett, um ihn aufs

zuwecken und ihm dieß neue Wunder zu zeigen. Er stand augenblicklich auf und wir gingen wieder nach jener Thüre zu. Aber alles war verschwunden und der Vorhang wieder vorgezogen. Ich sah hinter den Vorhang und fand nichts als eine Thüre, die ich nicht öffnen konnte. Nun ging ich in den Vorsaal, untersuchte alles, aber ich sah nichts.... Als ich wieder ins Zimmer trat, fingen meine Knice an zu wanken und ich fiel erschöpft auf ein Sofa. In diesem Augenblicke wich Verstand, Muth, alles, einer neuen Erscheinung, die alle meine Ideen durchkreuzte und verwirrte. Eine sanfte, schreckliche Stimme, Sophiens Stimme, sang von der Harfe begleitet jene endlose Romanze.... Jetzt konnte ich weder aufstehen, noch selbst Amadeus rufen. Für Verwunderung außer mir, todenkalt vor Schrecken, war ich fest auf eine Stelle geheftet, es schien als ob eine unsichtbare Gewalt mich dort zurückhalte.... Alle Strophen der Romanze wurden mit dem

rührendsten Ausdrucke gesungen.... Endlich hörte die Musik auf, aber immer noch kraftlos wagte ich es nicht einmal aufzustehen, sondern schloß die Augen. Fast in in demselben Augenblicke riß mir sie ein schrecklicher Lärm wieder auf. Ich sah eine Wand des Zimmers auseinander bersten, und eine ätherische Gestalt mit einem weißen Schleyer bedeckt, schien gleichsam durch die Mauer hindurch zu dringen. Langsam schwebte sie dem Tische zu und blieb dort stehen.... Sie hielt einen Ring in der Hand, den sie mir zu zeigen schien, und sang, gegen mich gekehrt, mit der Stimme, die ich nur eben erst gehört hatte, im Recitatif, die beyden Verse, die auf einem Ringe, den ich Sophien einmal geschenkt hatte, standen:

Ja, der Unsterblichkeit kann unser
Geist sich freun,
Und treu werd' ich Dir noch jenseit
des Grabes seyn.

Dann ließ der Schatten den Ring auf den Tisch fallen, das Licht verlöschte, ich befand mich in einer dichten Finsterniß, meine Sinne vermochten eine so fürchterliche Bewegung nicht mehr zu ertragen, und ohnmächtig sank ich zurück.

---

## Siebentes Kapitel.

### Neue Ueberraschung und Entwickelung.

---

Als ich meiner Sinne wieder mächtig ward, fand ich das Licht wieder brennend und mich neben Amadeus, der mir zu Hülfe geeilt war. Er sagte mir, er sey, da er einen außerordentlichen Lärm gehört habe, aufgesprungen, habe Licht geholt, und sey beym Wiedereintreten ins Zimmer gewahr

worden, daß ich in Ohnmacht gefallen wäre. Ich hörte diese Erzählung ohne Antwort und ohne das Verlangen, ihm das zu entdecken, was mir begegnet war, an... Vergebens widersetzte sich meine Vernunft, ich konnte das Zeugniß meiner Sinne nicht abläugnen... Der bestimmte Unglaube, den Amadeus äußerte, raubte mir alles Vertrauen zu ihm, ich würde in diesem Augenblicke viel lieber Charlot um mich gehabt haben, er würde mir doch mit Schrecken zugehört und mir geglaubt haben. Ohne Zweifel haben Fürsten und andre große Männer manchmal aus innerm Gefühle, das dem, was ich jetzt empfand, ähnlich war, ganz untergeordnete und unwissende Menschen denen vorgezogen, die unmöglich gewisse ihnen eigenthümliche Schwächen würden haben begreifen können.

Amadeus that ein paar Fragen an mich, dann legte er sich wieder zu Bette und einige Minuten drauf hörte ich ihn schnarchen,

Dieß beleidigte mich, gleichsam als ob sein ungezogner Schlaf eine Unart gegen mich gewesen wäre. Ich warf einen furchtsamen Blick auf die Wand, die ich auseinander hatte bersten sehen, es war dort alles wieder am gehörigen Orte. Alles war ruhig, immer noch aber horchte ich mit innerer Bewegung auf.... Endlich erhob ich mich vom Sofa, aber diese Bewegung konnte nicht geschehen, ohne daß nicht von neuem das Schrecken mich durchschaudert hätte; schon das Geräusch, das ich beym Gehen machte, durchbebte mein Inneres. Jeder Ton, welcher es auch war, erschütterte meine Nerven und brachte in mir eine schmerzhafte Empfindung hervor... Ich ging nach dem Tische zu, und schauderte, als ich auf ihm den unglücklichen Ring liegen sah, den das Gespenst dahin gelegt hatte... Es war allerdings der Ring, den ich ehemals Sophien selbst an den Finger gesteckt hatte... Großer Gott, rief ich, es ist wahr, ich habe den Schwur gebro=

chen, der auf diesem Ringe eingegraben steht, aber hat Sophie das Recht, noch aus dem Schoße des Grabes hervor mir meine Unbeständigkeit vorzuwerfen? — Sie war selbst treulos, sie war lasterhaft. — Nein, der Himmel kann solche Wunder nicht erlauben, alle diese Erscheinungen sind nur Täuschungen, aber wie sie mir erklären?

Mit diesen Worten ging ich von dem Tische hinweg, öffnete das Fenster und stellte mich auf den Austritt davor. Die frische Luft beruhigte mein erhitztes Blut, und nachdem ich zwey Stunden dort gestanden hatte, warf ich mich aufs Bette und schlief endlich ein. Ich ward um 9 Uhr des Morgens durch den Baron selbst erweckt, er trat fröhlich an mein Bette und erzählte, daß er so eben angekommen sey. Er schalt mich und Amadeus mit vieler Gutmüthigkeit über die sonderbare Art aus, wie wir uns ins Schloß herein geschlichen hätten, dann umarmte er uns zärtlich, nannte uns seine

Kinder, und wendete sich darauf an mich. Willst Du, sagte er, nun endlich einmal meine Stephanie sehen? Ach! mein guter Onkel, rief ich aus, zürnt sie nicht auf mich? — Ich habe ihr niemals von Deiner tollen Liebe gesagt, sie hat blos geglaubt daß Du überhaupt eine Abneigung gegen den Ehestand habest. Doch komm, folge mir, ich will Dich ihr vorstellen. Bey diesen Worten ging mein Onkel hinaus und wir ihm nach.

Wir fanden die beyden Schwestern im Garten-Saal. Stephanie schien mir ein Engel. Ihr Lächeln, das zugleich so unbefangen und fein war, gab ihrer Schönheit etwas völlig hinreißendes. Als ich sie sah, vergaß ich meine Visionen, mein Schrecken, meine Unruhe... Sie empfing mich mit Anmuth und Gefühl. Der Baron kürzte die ersten Complimente ab, und befahl mir um sich an meiner Verwunderung zu weiden, mich neben Stephanien zu setzen.

Man frühstückte, ich aber konnte blos Stephanien ansehen. Sie ward roth, aber blos unwillkührlich, nicht aus irgend einer Verlegenheit, denn dagegen schützte sie schon ihre Unschuld selbst. Blos ihre Wangen belebte von Zeit zu Zeit ein lebhaftes Incarnat, ohne daß die strahlende Weiße ihrer Stirn und ihres übrigen Gesichts dadurch eine Veränderung erlitt. So kann man in Paris nicht erröthen. Da vermischt sich stets ein wenig Verlegenheit mit jenem Gefühle das erröthen macht, man weiß, warum man roth wird, oder vermuthet es wenigstens, und dann färbt sich das ganze Gesicht. Der hinreißende Reiz der Schönheit wohnt auf dem Lande oder in der Einsamkeit, blos der unverdorbenen Grazie ward das Vorrecht ertheilt, zart zu fühlen, und doch den süssen Frieden des Herzens zu behalten.

Nach dem Frühstücke führte uns der Baron in den Garten. Er wieß mich an,

Stephanien den Arm zu geben, und mit ihr immer voraus zu gehen, um zwangloser mit ihr sprechen zu können. Ich gehorchte mit Entzücken. Als wir zwey bis dreyhundert Schritte vom Baron entfernt waren, entdeckte ich Stephanien alle die Gefühle, die sie mir eingeflößet hatte. Sie antwortete nichts. Dieß Stillschweigen beunruhigte mich.

Machen Sie mich, fuhr ich fort, so glücklich, meine Wünsche und die Absichten Ihres Vaters zu genehmigen!... Sie schlagen die Augen nieder.... Sie schweigen immer noch!... Was soll ich denken? Wie Sie sollten meinem Glücke entgegen seyn?... oder hat Ihr Herz schon eine andere Wahl getroffen?

„Ja, erwiederte endlich Stephanie, ich liebe, und liebe schon längst.

Diese Worte warfen mich zu Boden. O! wie unglücklich bin ich dann! rief ich

aus. — Aber ich entsage freywillig meinen Ansprüchen. Fürchten Sie nicht, theure Stephanie, daß ich die Güte Ihres Vaters für mich gegen Sie misbrauchen werde.... Aber geben Sie mir wenigstens Gelegenheit, Ihnen zu dienen. Wer ist er, der glückliche Sterbliche, den Sie mir Armen vorziehen?

„Ich wage es nicht ihn Ihnen zu nennen, aber ich kann Ihnen sein Gemälde zeigen, antwortete Stephanie.“

Sie haben sein Gemälde.

Ja, hier ist es. Bey diesen Worten nahm sie einen Medaillon aus ihrem Busen und gab mir ihn. Aber wie entzückt war ich, als ich mein Portrait in einem mit Smaragden eingefaßten Medaillon, den ich ehemals Sophien gegeben hatte, wieder erkannte.

Großer Gott, rief ich, ich bin es also, den Sie lieben... Aber wie kommt dieß Portrait in so fleckenlose Hände als die Ihrigen?

„So gut als der Ring.“

Wie, der Geist der mir gestern erschien? —

„War ich.“

Und jene melodische Harfe?

„War die meine.“

Und jene himmlische Stimme?

„Ebenfalls von mir gekräht.“

Gerechter Himmel, was für unglückliche Worte sangen Sie!

Ich verzeihe Ihnen, antwortete Stephanie lächelnd, wenn Sie mich lieben, haben Sie ja alles wieder gut gemacht. Aber glauben Sie nicht, daß ein Geist der

Rache mich so handeln ließ, wie ich that, ich gehorchte meinem Vater und dieß nur mit Widerwillen und Kummer.

Hier fiel ich, ausser mir für Dankbarkeit, Liebe und Freude, zu Stephaniens Füßen. Der Baron, Hortensie und Amadeus kamen gerade dazu, und nachdem der Baron uns allen befohlen hatte, uns auf eine Bank in der Nähe niederzusetzen, fing er folgendermaaßen zu sprechen an. Ich will Dir, lieber Sohn, nun mit wenigen Worten alle Phänomene der vergangenen Nacht erklären. Fürs erste halte ich seit 6 Monaten meinen Töchtern eine Lehrmeisterin auf der Harfe, die ich aus Paris mir hierher verschrieben habe, und kaufte dazu die Harfe aus Sophiens Verlassenschaft, die Du gestern Abends gesehen hast. Der Ritter de Kernosi, Sophiens letzter Liebhaber, erhielt von ihr als ein Opfer der Liebe, alle deine Briefe und alles, was Du ihr

sonst geschenkt hattest. Da er aus dieser Provinz gebürtig ist, so kannte ich ihn recht gut, und es geschah auf meine Bitte, daß er sich von Sophien alle Pfänder Deiner Neigung zu ihr ausbat, und sie mir dann zustellte. Ich habe alle Deine Briefe gelesen, es war das beste Mittel, Dich vollkommen kennen zu lernen, und ich durfte es nicht vernachlässigen. Der Ritter de Kernosi hat selbst in diesem Schlosse gewohnt Er sagte mir bey der Gelegenheit, daß Stephanie beym Singen einen Ton der Stimme habe, der dem Sophiens vollkommen ähnlich sey, und ich benutzte diese Aehnlichkeit zu den Streichen, die ich Dir in der heutigen Nacht gespielt habe. Als Du incognito hier ankamst, hinterbrachte Charlot dieß Stephanien insgeheim, und diese schrieb mir sogleich, um mir es zu melden. Ich war bloß zwey Meilen entfernt, und auf der Stelle kehrte ich zurück. Deine

Verkleidung als Gespenst brachte mich auf die Idee, Dich etwas zu quälen, und meine Stephanie für Deine vormalige Verachtung ein wenig zu rächen. Ich verlangte alles das von ihr, was sie denn auch gethan hat. Schon seit zwey Jahren aber war das böse Mädchen sehr für Dich eingenommen, und ich mußte mein ganzes väterliches Ansehn brauchen, um sie zu der Rolle zu bewegen, die Dich so erschreckt hat. Endlich verstand ich mich noch mit Amadeus, Charlot und Babet, und alles geschah auf meinen Befehl. Künftig hoffe ich, schloß der Baron und drückte mir zärtlich die Hand, wirst Du weniger romanhaft und etwas vernünftiger seyn. — Ja mein guter Onkel, unterbrach ich ihn, das Glück wird mich weise machen, schon flößen Liebe und Dankbarkeit mir das innigste Verlangen darnach ein.

Einige Tage darauf kamen auch meine Mutter und Tante nach Kolmeras, um

meine und Amadeus Hochzeit feyern zu helfen. Die liebenswürdige Stephanie gab mir Ihre Hand. Diese Entwickelung endigt fast alle Romane, so mag sich auch der meinige schließen; aber ich will nun auch an meinem Schlosse Bentheim unausgesetzt arbeiten, und die zehnte, den Alten unbekannte, Muse, die düstere Muse der gothischen Schlösser, dazu anrufen. Man soll Schrecknisse, Greuel, und eine Reihe von nächtlichen Spaziergängen lesen, die alles übertreffen werden, was man jemals in dieser Art nur hat liefern können.

---

II.

# Der Aufseher im Verborgenen,

oder

## Liebe und Freundschaft.

---

Habe ich Briefe erhalten? fragte Emilie ihren Portier, als sie Abends nach Hause kam. — Ja, gnädige Frau, hier ist eine ganze Menge. — Emilie streckte die Hand aus dem Wagen, und erhielt einen großen Pack. Der Wagen hielt gerade im dunkeln Durchgange des Hauses, so daß sie nicht lesen konnte. Sie betastete also die Briefe, und fühlte darunter drey große, dicke und mit starken Siegeln verwahrte, die, wie sie wohl merkte, eben nicht unterhaltend seyn mochten. Der feine Takt einer jungen Frau ist in diesem Punkte eben so zart und sicher, als das Gefühl eines Blinden. Sie kann gleich nach dem Gefühle bestimmen, ob der Brief von einem Kleinstädter, oder von einem Anverwandten, besonders aber ob er von einem Geliebten komme. Auf einmal fuhr Emilie zu-

sammen, sie fühlte unter ihrem Finger ein nettes und zierlich gebrochnes Briefchen auf feinem holländischen Papiere. Das wird nun gewiß zuerst erbrochen werden. In der That, Emilie war kaum in ihr Zimmer getreten, so besah sie das liebe Briefchen beym Lichte, erbrach es aber ganz gelassen, und sagte: ach! es ist von Beaumeil, dachte ich doch gar nicht an den! — Sie öffnete nun den Brief, und las folgendes:

„Wie! liebe Kusine, in sechs Wochen „nur ein einziges Billetchen von einer hal„ben Seite! — Ich habe zwar durch die „Briefe, die Sie an Ihren Mann geschrie„ben haben, Nachricht von Ihnen erhal„ten; aber Sie wissen, daß diese Briefe „so geschrieben sind, daß sie mir nicht „gnügen können. Was kann man aus „den Briefen einer vierundzwanzigjähri„gen Frau an ihren vierzigjährigen, noch „immer verliebten Ehemann befriedigen„des erfahren. Glücklicher Weise habe ich

„andere Korrespondenzen — — Man „meldet mir: es sey nichts neues „vorgefallen — desto besser! — Un„terdessen dauerten die Zudring„lichkeiten und häufigen Besuche „noch immer fort, — desto schlimmer! „das soll nicht seyn. — Bey einem „Sprödsinn von acht Monaten „noch immer standhaft blei„ben! — Seyn Sie auf Ihrer Huth, „Emilie, diese Standhaftigkeit wird am „Ende verdächtig werden. Sie wissen, „daß man in der Welt die Standhaftigkeit „unglücklicher und gemißhandelter Liebha„ber für ein Unding hält. Der gute, ehr„liche D'Allercy ist nicht eifersüchtig; aber „ich bin es zum rasend werden. Sie sol„len mich nicht hintergehen. Auf Ihrem „Glücke beruhet das meinige. Könnte ich „mich trösten, wenn ich sähe, daß meine „Emilie mit gemeinen Frauen in Eine Klas„se geworfen würde? Wie unglücklich wäre „ich, wenn ich bey Ihnen nicht mehr die

„stille, sanfte Seelenruhe fände, die im„mer meines Lebens Reiz und Trost war? „und den vortrefflichen Mann, der nun seit „acht Jahren mit mir verfahren ist, als „wäre ich sein geliebter Sohn, weil er „mich wie einen Bruder Emiliens betrach„tet, ihn sollte ich unglücklich sehen! Ja „er wäre es, wenn man Sie nicht mehr „zum Muster der Frauen Ihres Alters an„führen könnte, wenn Sie ein geheimes „Verständniß unterhielten, das Ihnen „außer Ihrem guten Namen alle die schö„nen Vorzüge, durch welche Sie sich aus„zeichnen, raubte. Wenn Sie sich ver„führen ließen, würden Sie noch den „Frohsinn, die gleichmüthige Laune, die „Offenheit, die Ihrem Umgange einen un„schätzbaren Werth ertheilen, behalten „können? Jede Tugend erscheint an Ihnen „als eine Liebenswürdigkeit, so sehr haben „Sie sie verschönert. Denken sie daran, „wie viele Tugenden eine rechtliche Frau „verliert, wenn sie sich verirrt! Reue

„und Gewissensbisse entblättern ihre schö=
„nen Gefühle, und entarten ihren Karak=
„ter. Ist man mit sich im Widerspruche,
„so wird man mißlaunig; wirft man sich
„Verbrechen vor, und muß man nur dar=
„auf denken sie zu verbergen, so wird man
„schwermüthig und verschlossen. — Emi=
„lie sollte eine Gleißnerin, ein hinterlisti=
„ges Weib werden! Ach, wenn jemals
„diese gehässige Verwandelung geschehen
„könnte, so sey der, dessen Werk sie wäre,
„verflucht! —

„Ich kann es nicht läugnen, er ist
„liebenswürdig, er hat große Tugenden, —
„ein Grund mehr für mich ihn zu hassen.
„Brauchte ich einen albernen Gecken zu
„fürchten? — das ist er nicht, er hat viel
„Verstand und Anmuth. — Aber ein Mann
„vom Hofe! ein Mann, der durch die
„Verhältnisse seines Lebens immer in einem
„weiten Abstande von Ihnen bleiben wird,
„ein Mann, dessen Geschmack und Lieb=

„habereyen stets mit den Ihrigen im Wi-
„derspruche seyn werden, der mit Ihnen
„von nichts als von tausenderley Ihnen
„unbekannten und unbegreiflichen Dingen
„wird sprechen können! — Die Liebe will
„Uebereinstimmung in allen Stücken, sie
„will Gleichheit. — Bedenken Sie das
„alles, ich habe mehr als zu viel Ursache,
„Sie gegen die Liebe zu warnen. Mein
„Beyspiel hat Sie belehren müssen, daß ei-
„ne heftige Leidenschaft, selbst eine erlaub-
„te, eine unversiegbare Quelle von Unru-
„he und Qual ist. Sie wissen, welche bit-
„tere Thränen ich noch immer auf dem
„Grabe jener Unglücklichen weine, welche
„ich beklagen muß, aber nicht mehr lieben
„sollte. — Mir bleibt nur eine einzige
„Beruhigung übrig, die, daß mein Herz
„gegen die Liebe stumpf geworden ist, und
„daß ich nun in meinem zwey und drey-
„ßigsten Jahre gewiß nie wieder von ihr
„ähnliche Leiden erfahren werde. Ich hof-
„fe, liebe Freundin, Sie werden mir, wenn

„ich Sie wiedersehe, Ihr ganzes Herz öff=
„nen, Sie sind ja lange meine Vertraute
„gewesen! Wie oft, wenn ich Ihnen mei=
„ne traurigen Geheimnisse mittheilte, rie=
„fen Sie aus: o wie hasse ich die Liebe,
„wenn sie so viel Kummer verursachen kann!
„Sie hatten Recht, liebe Emilie, bleiben
„Sie immer bey den Gedanken. Wie sehr
„werden Sie in zehn Jahren mit sich zufrie=
„den seyn! Leben Sie wohl, in sechs Wo=
„chen bin ich bey Ihnen. Wünschen Sie
„aber, daß ich meine Rückkehr beschleunige,
„so schreiben Sie mir. Gehöre ich Ihnen nicht
„ganz, seitdem ich auf eine so unglückliche
„Art meine Freyheit wieder erlangt habe? —

Nachdem Emilie den Brief gelesen hat=
te, seufzete sie und versank in tiefes Sin=
nen und stille Wehmuth. Dann holte sie
ihr Schreibzeug herbey und schrieb folgen=
de Antwort:

„O Gott! wie ist Ihr Brief so feier=
„lich, so erschütternd! und weswegen ma=

„chen Sie sich solche schwere Gedan-
„ken, solche unnöthige Sorgen? Er hat
„mir nie gesagt, daß er mich liebe — Sie
„werden mir antworten, förmliche Er-
„klärungen sind aus der Mode. Ich glau-
„be es wohl, daß man ihrer entbehren kann;
„aber man schreibt sich immer noch, das
„werden sie doch nicht läugnen, ich habe
„so viele abgeschmackte Billets von der
„Art erhalten. Was ihn betrift, ich ken-
„ne seine Hand nicht einmal. Ist das
„nicht sonderbar? — — Kann man nun
„gegen einen Mann, der schweigt, der
„nichts fordert, mit Strenge verfahren? —
„Ich habe keine Ursache, ihm schnöde zu
„begegnen; ich versichere Sie, ich wünsch-
„te nur eine scheinbare dazu zu haben, ich
„wünschte, daß er sich erklärte, daß er
„mir schriebe, dieß würde die Sache auf
„einmal enden. Sie erstaunen über die
„Standhaftigkeit, ja mein Gott! das kann
„noch zwanzig Jahre so fortdauern, ohne
„daß ich je ein Recht habe, mich dem ent-

„gegen zu setzen. Soll ich ihm wegen ei=
„ner Liebe, wovon unter uns nicht ein
„Wort gesprochen worden ist, und die er
„vielleicht, wenn man es recht bedenkt,
„wohl gar nicht fühlt, Vorwürfe machen?
„Ja, wahrhaftig, ich möchte bestimmt wis=
„sen, woran ich wäre. Es würde mich zu
„lächerlich machen, wenn ich mich ohne
„Ursache ereifert hätte. Alles das bringt
„mich ausser Fassung, und ist mir höchst
„unerträglich.

„Immer noch spricht zwar aus Ihrem
„Briefe Ihre Freundschaft, aber nicht mehr
„Ihre vorige ganze Werthschätzung, und
„ich glaube ein Recht zu haben, darüber zu
„klagen. Kennen Sie mich nicht genug,
„um gewiß zu seyn, daß ich der Heuche=
„ley und der Erniedrigung unfähig bin?
„Ich bin glücklich, ich will es immer seyn,
„und ich weiß und fühle es, daß das Glück
„von der Unschuld unzertrennlich ist.
„Schmälen Sie mir, aber machen Sie

„mir nicht mehr in dem beleidigenden „Tone der ängstlichen Furcht und Zweifel„sucht Vorstellungen. Argwöhnen Sie „nicht einen Augenblick, daß Emilie ver„ächtlich werden könne!

„Ach lieber wollte ich sterben, als den „mir achtungwerthen und theuern Mann, „der mich so glücklich macht, zu entehren „oder nur zu beunruhigen! Sein Umgang „vervollkommte das Gute, daß Sie an mir „lieben. Wer könnte mit ihm leben, und „gegen die Tugend gefühllos bleiben? Theu„rer Beaumeil, welchen Dank sind wir „beyde ihm nicht schuldig? Ist er nicht im „eigentlichen Sinne des Worts unser Er„zieher gewesen? und welches ehrenvolle „Vertrauen hat er uns, trotz unserer Ju„gend, nicht zu jeder Zeit bewiesen! — — „Aber Sie wissen, ich achte ihn zu hoch, „um nicht ein wenig schüchtern gegen ihn „zu seyn. Bisweilen gebiert die Weiblichkeit kleine Wünsche, die ich ihm um alles

„in der Welt nicht offenbaren würde. Ich „lege auf seine Meinung von mir zu viel „Werth. Ich erscheine ihm in einen schö„nen Lichte, und ich lasse ihm diese Täu„schung, aber ohne Hinterlist, blos indem „ich schweige und mich ernstlich bemühe, so „zu werden, wie seine zärtliche Liebe mich „erblickt. Wenn ich weniger unvollkom„men seyn werde, so soll er so gut wie Sie „selbst in meinem Herzen lesen.

„Leben Sie wohl, und kommen Sie so „bald als möglich zurück. Ich habe Ihnen „keine Geheimnisse zuvertrauen, und wer„de auch nie welche haben, aber mich ver„langt Sie zu sehen und mit Ihnen zu „schwatzen.

Der Mann, der so unerträglich war, weil er sich nicht erklärte, war Graf Eduard de Blangi, ein Mann von vieler Liebenswürdigkeit, einer angenehmen Unterhaltung und einem hinreißenden Aeußern.

Er hatte sich alle in der großen Welt eingeführte und befolgte Grundsätze zu eigen gemacht. Diese sind nun eben nicht in allen Stücken die strengste Moral, allein sie geben doch gewiß einen sehr guten Geschmack, einen feinen Umgang und Anständigkeit der Sitten. Er war in Emilien sehr verliebt; gleichwohl wußte er alle nöthige Kaltblütigkeit zu behalten um Emiliens Betragen zu beobachten, und das seinige zu berechnen. Emilie besaß einen unbescholtenen Ruf, und die zärtlichste Anhänglichkeit an ihren Mann. Bey einer Frau von diesem Karakter durfte er keine Erklärung wagen. Er speiste oft mit ihr bey der Schwester des d'Allercy. Er hatte in der Komödie eine Loge neben der ihrigen. Er hatte oft eine kleine Verlegenheit, leichte Schattirungen von Mißmuth, halb versteckte Vorspiegelungen erkünstelter Sorglosigkeit und erzwungenen Ernstes bemerkt. Er hatte irrende, unruhige und neugierige Blicke überrascht.

Ja Emilie war mehr als einmal roth geworden, — — — und Eduard wartete nur auf eine günstige Gelegenheit.

Man macht den Frauen der Finanzherren den Vorwurf, daß sie sich von Hofleuten leichter als von Männern aus andern Klassen verführen lassen, und man hält diesen Vorzug, den jene vor diesen bey ihnen genießen, für einen Beweis ihrer kindischen Eitelkeit; allein oft hat er nur seinen Grund in einer sehr natürlichen Feinheit des Geschmacks. Die Frau eines Finanziers kann eben so wohl als eine Dame vom Hofe ein edles und angenehmes Betragen besitzen. Die holden Reize des schönen Geschlechts haben in allen Ständen gleich starken Zauber. Allein man wird gewiß nur Vorzugsweise am Hofe solche Männer finden, deren Ton, Sprache und ganzes Aeußere den Franzosen im Allgemeinen einen so glänzenden Ruf von Artigkeit und Wohlstand erworben haben.

Graf Eduard hatte in der That Emiliens Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und selten sieht eine liebenswürdige Frau einen jungen Mann lange ohne Gefahr an. Bestürzt, daß man schon öffentlich davon zu sprechen anfange, selbst überzeugt, daß der Graf in sie verliebt sey, und fest entschlossen, ihm, wenn er sich erklärte, alle Hoffnung zu benehmen, hatte sie anfänglich auf diese Erklärung mit vielem kalten Blute gewartet; in der Folge aber vereinigte sich mit dem Staunen, daß sie nicht erfolgte, eine gewisse Unruhe, die dem Verdruß sehr gleich sah. Jedes Billet, das man ihr brachte, verursachte ihr eine gewisse Wallung des Herzens. Sie verlor immer mehr an Gelassenheit und Natürlichkeit, und wie konnte es anders seyn? Einsam, in einem Alter von vier und zwanzig Jahren, sich selbst überlassen, entfernt von ihrem tugendhaften Manne und dem redlichen Freunde, der ihr ganzes Vertrauen verdiente, befand sie sich in

einer desto bedenklichern Lage, je weniger sie die Gefahr derselben bemerkte. Sie hatte es sich zum Gesetz gemacht, so lange ihr Mann abwesend sey, auf keinen Maskenball zu gehen. Allein es war um diese Zeit ein glänzendes Fest bey einem Prinzen vom Geblüte. Sie konnte darzu ein Einlaßbillet als Zuschauerin bekommen. Man beredete sie, und sie willigte ein. Sie kam um Mitternacht an, und wurde mit ihrer Schwägerin auf die Tritte in der Vertiefung eines Fensters hinter den Sizzen der zu diesem Feste eingeladenen Damen gewiesen. Nicht weit vor ihrem Tritte saßen zwey schöne Damen im Ballkleide, die sehr bald von einer Gruppe der elegantesten jungen Herren vom Hofe umgeben waren, unter welchen sich auch Graf Blangi befand. Da er vor den Damen stand, so ward er sogleich Emilien und ihre Schwägerin gewahr. Er machte ihnen eine ernsthafte und ehrfurchtsvolle Verbeugung, und fuhr fort mit den jungen Damen zu spre-

chen, die sich aber in dem Augenblicke nach den Personen, welche er grüßte, umsahen. Die Art über die Achsel sich nach Jemanden umzusehen, hat an sich selbst etwas auffallendes, besonders bey einer jungen Dame, die eine andere so ansieht. Emilie fühlte sich schon dadurch beleidiget, daß Eduard nicht eilfertig hinter den Damensitz gekommen war, und mit ihrer Schwägerin, bey der er doch so oft zu Abend speiste, gesprochen hatte, unter diesen Umständen mußten ihr daher die Blicke und Mienen der beyden Damen doppelt zuwider seyn. Sie ward roth, bemerkte ihr Erröthen, und kam in noch größere Verwirrung. Die ganze Gruppe hatte ihre Augen auf sie gerichtet. In diesem Augenblicke von Verlegenheit glaubte sie sich sehr lächerlich zu benehmen, und schnell stiegen tausend wunderbare und unangenehme Vorstellungen in ihrer Einbildung auf. Zu ihrem größten Leidwesen bemerkte sie, daß man mit dem Grafen heimlich

sprach. Sie vermuthete, daß man sich nach ihrem Namen erkundige. Sie ward ein schalkhaftes Lächeln gewahr, und ungeachtet Eduard immer eine ernsthafte und unschuldige Miene behielt, so empfand sie doch einen so lebhaften Unwillen, so viel üble Laune und Mißmuth, befand sich bey diesem Feste an einem so unrechten Orte, war so gedemüthiget, auf die Tritte hinter Frauen ihres Alters verwiesen zu seyn, die ihr an Schönheit nachstanden, und gleichwohl das ausschließende Vorrecht hatten, hier zu tanzen, stellte sich endlich Eduards Kälte gegen ihre Schwägerin so beleidigend vor, daß dieß alles die vollendeteste und glücklichste Revolution in ihr bewirkte. Der Graf tanzte mit einer der jungen Damen; und da nach dem Tanze die Sitze unbesetzt blieben, kam er allein an den Fenstertritt, und ließ sich mit Emilien und ihrer Schwägerin in ein Gespräch ein. Emilie hatte zu viel gesunden Verstand und edlen Stolz, um nicht mit mög=

lichster Mühe ihren Unwillen zu verbergen. Eine Frau wird unergründlich, wenn Eigenliebe ihr Verstellung gebietet. Emilie antwortete mit heitrer Miene und im verbindlichsten Tone, sie rühmte die Gesellschaft, die Pracht des Balls und die blendende Schönheit aller anwesenden Damen; sie setzte sogar hinzu, daß sie sich sehr vergnüge. Eduard besaß bey allem seinen Gefühle nur Männerfeinheit, und ahnete nichts von Emiliens Mißvergnügen. Als Emilie nach Hause kam, las sie Beaumeils Brief noch einmal durch. O! wie fand sie jetzt alles, was er von den Hofleuten gesagt hatte, passend! — Unter dem Vorwande eines Schnupfens blieb sie zehn bis zwölf Tage zu Hause. Nach Verlauf dieser Zeit ging sie zu einem Abendessen zu ihrer Schwägerin, wo der Graf auch war. Sie war noch nie in einem so hohen Glanze und mit einer so heitern Laune erschienen als dießmal. Eine Frau, deren beleidigter Stolz Rache brütet, hat

allezeit in ihren Mienen nud Blicken viel Lebhaftigkeit und Feuer. Sie riß die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft an sich, sie wollte Sieg, und erhielt ihn. Eduard, noch verliebter als jemals, setzte sich bey Tische neben sie. Die Gesellschaft war sehr groß, und man konnte viel heimlich sprechen. Die Nachsicht, welche große Abendgesellschaften ertheilen, ist den Liebeserklärungen, die überhaupt in der großen Welt fast alle bey Tische geschehen, sehr günstig. Emilie hatte es immer bis jetzt vermieden, sich neben Eduard zu setzen; aber diesen Abend hatte sie sich nicht wie sonst zwischen zwey Freundinnen gedrängt, um gegen dergleichen Anfälle gedeckt zu seyn. Ein Strahl der Freude blitzte aus ihren Augen, als der Graf, der sich durch diesen trügerischen Schein täuschen ließ, sich ihr näherte. Er hielt diesen Augenblick für günstig, und wollte ihn benutzen. Er sprach, man hörte ihn, ohne zu antwoten, an, er erklärte sich deutlich und

auf so eine Art, daß kein Zweifel übrig blieb. Darauf benahm sie ihm durch ein Paar Worte, mit großer Kälte und Bestimmtheit, mit ruhigem Gesichte und Tone gesprochen, alle Hoffnung seines Glücks, und selbst den Gedanken, daß er ihr jemals habe gefallen können. Das war ein Donnerschlag. Eduard blieb unbeweglich und unfähig ein Wort zu erwiedern, so sehr war er bestürzt, und aus aller Fassung gebracht. Nach einer kleinen Pause nahm Emilie das Wort wieder, und sagte noch: Seyn sie überzeugt, Herr Graf, daß, wenn ich jemals fähig seyn sollte, mich so weit zu vergessen, einen Anbeter zu begünstigen, ich zuverlässig nicht einen Mann vom Hofe zum Anbeter wählen würde. Man stand vom Tische auf, und ging wieder in den Gesellschaftssaal. Emilie erschien mit triumphirender Miene. Es war ihr, als habe sie einen Sieg über das ganze Heer des Adels davon getragen, und alle nicht hoffähige Frauen, die blos als Zu=

schauerinnen bey den Hoffesten geduldet werden, gerächt.

Labruyere sagt: Nichts kühle das Blut mehr ab, als das Bewußtsein eine Thorheit noch zu rechter Zeit vermieden zu haben. Emilie erfuhr die Wahrheit dieses Ausspruchs. Seit jenem Abendessen fühlte sie sich von ihrer schwankenden und peinlichen Unruhe befreyt. Sie trat in ihren ehemaligen Karakter zurück, ward wieder die Gleichmüthige und Ruhige, die sie zuvor gewesen war. Sie dankte ihrem Unwillen und edlem Stolze, aber sie wußte vielleicht nicht, wie viel Dank sie ihnen schuldig war; denn sie räumte sich nicht die Möglichkeit eines Fehltritts ein, vor dessen blosen Gedanken sie schauderte; sie gestand sich nur, daß sie ihre Ruhe und ihren Ruf auf das Spiel gesetzt habe, und freute sich nun des Glücks, auf einmal wieder ihre völlige Vernunft und Seelenruhe erhalten

zu haben. Graf Blangi hörte nicht auf sie zu verfolgen. Unterdessen, wenn er sie irgendwo antraf, konnte er doch nie mit ihr im gleichgültigen Tone sprechen. Die Liebe, welche eine tugendhafte Frau einflößt, drückt tiefe Spuren in ein fühlendes Herz, und hinterläßt Erinnerungen, die sich nie durch andere verwischen.

Beaumeil und d'Alercy kamen von ihrer Reise zurück. Emilie empfand die reinste Freude, sie wieder zusehen. Sie hatte sich neue Ansprüche auf ihre Achtung erworben. Der Winter verging, und der Sommer des 1789 Jahres, welcher darauf folgte, führte schreckliche Ereignisse herbey. Beaumeil war so gescheid und glücklich, sich die Revolution jener ersten Zeiten im rechten Lichte vorzustellen. Er verkaufte daher seine Güter, schaffte sein Geld aus dem Lande, und floh selbst zu Anfange des Jahrs 1791 aus seinem Vaterlande. D'Alercy, der nicht

vom alten Adel war, glaubte nichts zu befahren, und blieb. Auch Graf Blangi wanderte nicht aus. Er hatte d'Alercys Staatsmeinungen, und stand mit diesem in einigen Geschäften, die sie beyde einander näher brachten. Emilie sah nicht ohne Verwirrung Eduarden, von ihrem Manne selbst eingeführt, in ihr Zimmer treten; er betrug sich aber sehr vernünftig. D'Alercy erwies ihm viele wichtige Dienste; und obgleich eine alte fehlgeschlagene Liebe leicht wieder erregt werden kann, so that d'Alercy nicht das Geringste und ließ kein einziges Wort fallen, das seine ehemaligen Gefühle verrathen hätte. Emiliens edles Herz schätzte ihn desto höher. Allein in der Folge verfiel sie auf den Gedanken, daß vielleicht das, was sie als zarte und lobenswürdige Schonung bewunderte, Vergessenheit oder Mangel der Rückerinnerung seyn könne. Dieser Gedanke erzeugte in ihr einige ernsthafte Betrachtungen über Männerleichtsinn. Denn die Weiber werden

die strengsten und tadelsüchtigsten Moralisten, wenn sie insgeheim ein kleines Misvergnügen empfinden, das sie weder andern vertrauen, noch sich selbst gestehen dürfen. Emilie wünschte wahrhaftig nicht, daß Eduard noch an einer Liebe, welche die Achtung schon längst hätte heilen sollen, krank wäre; aber sie hätte doch so gern gesehen, daß noch einiges Andenken davon zurückgeblieben seyn möchte. — — Wie konnte er so ganz das, was ihr noch erinnerlich war, sich aus dem Sinne geschlagen haben? — Sie suchte diesen Gedanken auszuweichen: zum Unglück aber waren Eduards Besuche häufig, und nach und nach ward Emilie traurig, zerstreut und schwermüthig. Sie gab vor, die Staatsereignisse hätten ihre Laune so umgestimmt. Man konnte es ihr glauben, die Schrekkensregierung hatte ihren Anfang genommen, und d'Alercy machte auch seit mehrern Monaten Anstalt zu seiner Flucht. Ein Arzt, ein Mann von vollkommner

Redlichkeit und sein inniger Freund, der Doktor *** sagte ihm in Vertrauen, daß er zwey mächtige Feinde habe, die ihn in kurzem denunziren würden. Um völlig sein Vermögen in Sicherheit und seine Sachen in Ordnung zu bringen, war es nothwendig sich nicht sogleich zu entfernen; damit er aber auch ohne Gefahr in Paris bleiben könnte, ersann er eine sonderbare Kriegslist, die er niemanden außer dem Doktor anvertraute. Er kam mit ihm überein sich den folgenden Tag zu stellen, als habe ihn der Schlag gerührt. Sie verabredeten alle genaue Umstände dieser Hinterlist, welche selbst Emilien täuschen sollte, nicht als ob er Mistrauen in sie setze, sondern vielmehr, weil er im Vertrauen auf ihre Zärtlichkeit überzeugt war, daß die ungeheuchelten Beweise ihres Schmerzes den guten Erfolg dieser List vollkommen sichern würden. Es kostete ihm sehr viel, einer Frau, die er anbetete, so einen grausamen Schmerz zu verursachen. Allein

der Doktor verlangte es ausdrücklich, und versprach nur unter dieser Bedingung ihm beyzustehen. Er mußte einwilligen, und selbst gestehen, daß sein Geheimniß leicht ohne diese Vorsicht entdeckt werden könnte, weil Emilie unter allen Frauen am wenigsten fähig war sich zu verstellen, und die Rolle einer Betrübten zu heucheln. Uebrigens setzte er sich fest vor, sie, sobald die Nachricht seines tödlichen Zustandes überall verbreitet seyn würde, aus dem Irrthum zu reißen. Er stand also am folgenden Tag zur gewöhnlichen Zeit auf; klagte über heftigen Kopfschmerz und Betäubung. Zwey Stunden darauf ging er in sein Zimmer, und schellt. Sein Kammerdiener kommt, findet ihn sinnlos auf dem Boden liegen, schreit erschrocken nach Hülfe und trägt seinen Herrn unterdessen auf das Kanapee. Emilie und alle Leute im Hause kommen herbey geeilt. Man glaubt anfänglich, es sey eine Ohnmacht, man giebt ihm Englisches Salz

und andre Sachen zu riechen, D'Allercy öffnet die Augen, aber wie erschracken sie, als er sie sprachlos und mit steifen Blick anstarrt, und sein linker Arm so gelähmt ist, daß er ihn nichr gebrauchen kann! Der Schlag hat ihn gerührt! rufen sie aus, und Emilie zerschmilzt verzweiflungsvoll in Thränen. Der Doktor *** nach welchem man in aller Eil geschickt hatte, kommt und bestätiget, daß die ganze linke Seite des Kranken vom Schlage gelähmt sey, wodurch die Zunge und das Gehirn gelitten und er selbst alle Besinnungskraft verloren habe; dessen ungeachtet, setzte der Doktor zum Troste hinzu, da Herr d'Allercy noch in seinen besten Jahren ist, — er war nur drey und vierzig Jahr alt —, konn man sich Hoffnung zu seiner Genesung machen; allein dazu gehört eine geraume Zeit. Man legte den Kranken in sein Bette, und der Doktor ließ ihm in Gegenwart aller Leute im Hause zur Ader. Darauf ging er fort mit dem Versprechen,

auf den Abend wiederzukommen. Um wenigstens in den ersten Tagen sich der Verschwiegenheit des d'Alercy zu versichern, hatte der Doktor die Vorsicht gehabt, einen Krankenwärter mit zu bringen, der sich bey dem Kopfgestelle des Krankenbettes hinsetzte. Ob gleich d'Alercy seine Frau nicht mehr zu kennen schien, so erklärte diese doch, daß sie in seinem Zimmer schlafen und ihn weder des Tages noch des Nachts verlassen würde. Sie bezeugte einen Schmerz und eine Treue, die ihren Mann nicht so wohl in Erstaunen setzten, als vielmehr im Innersten der Seele rührten. Nachmittags brachte man einen Brief an Herrn d'Alercy. Emilie nahm ihn an, und erbrach ihn. Er war von Eduard, der d'Alercy, ohne noch zu wissen, was bey ihm vorgefallen war, um einen verborgenen Zufluchtsort in seinem Hause blos auf drey bis vier Tage bat, weil er erfahren hatte, daß man in der folgenden Nacht kommen und ihn ins Gefängniß werfen

wollte. Dieser Brief stürzte Emilien in Todesangst. Sie wußte für den Grafen ein sicheres Plätzchen zum Verbergen; allein was wagte sie, wenn sie in eigner Person und in der Dunkelheit des Nachts einen jungen Mann, der sie geliebt hatte, einführen und mehrere Tage verbergen wollte? Doch Eduards Leben war in Gefahr, sollte sie sein Leben dem Wohlstande aufopfern? — Uebrigens brauchte man keine Vertrauten dazu zu ziehn, man konnte sie entbehren und die Schreckenszeit, in der man damals lebte, verstattete allenfalls Ausnahmen von den Regeln des Wohlstands. Dieß alles überlegte Emilie wohl, und schrieb ihm mit zitternder Hand folgendes Billet:

„Kommen Sie diese Nacht um eilf Uhr „an die Thüre des kleinen Gartens. Ich „schicke Ihnen den Schlüssel. Sie werden „mich unten an der verborgnen Treppe „finden, und sollen so lange, als

„es Ihre Sicherheit heischt, verbor-
„gen seyn.“

D'Allercy hatte in seinem Schlafzimmer einen gewissen großen Schrank, der allen seinen Hausleuten unbekannt war. Er war in der Mauer angebracht, und durch einen hölzernen Verschlag gänzlich verborgen. Vermittelst einer beweglichen Tapetenwand ließ er sich leicht öfnen und verschließen. Er hatte daselbst sein Geld, außer was er schon ins Ausland geschickt hatte und seine wichtigsten Papiere in einer eisernen Schatulle verwahrt. Emilie wußte um dieß Geheimniß, und dort wollte sie nun auch den Grafen verbergen. Zwey Menschen hätten in dem Schranke Platz gehabt. Denn statt der Fächer war darin blos die Schatulle, welche zum Sitz dienen konnte. Da sie nun ihren Plan wohl überlegt und angeordnet hatte, befahl sie dem Krankenwärter, sich niederzulegen. Es ist neun Uhr

sagte sie ihm, Ihr könnt bis nach Mitternacht schlafen, dann will ich schellen und Euch aufwecken, um die übrigen Stunden der Nacht zu wachen. Alles wurde in dem Zimmer und in d'Alercys Gegenwart, der in seinem Bette lag, abgethan. Er sah und hörte aufmerksam zu, und als er mit seiner Frau allein war, nahm er sich vor, sie aus dem Irrthume wegen seiner verstellten Apoplexie zu reißen. Allein, wie er über die Art sich zu benehmen, nachdachte, um ihr eine leicht zu gefährliche Erschütterung zu ersparen, ward er von seinem Vorsatz durch die sonderbaren Dinge, die er sie unternehmen sah, abgebracht. So bald der Wärter hinaus war, verriegelte Emilie die Thür. Darauf öffnete sie den geheimen Schrank, nahm etliche Kopfküssen, legte sie darin zu recht, und trug auch noch Brod und ein Körbchen Obst hinein. Wie das geschehen war, setzte sie sich nieder und Thränen entströmten ihren Augen. Einen Augenblick darauf stand

sie auf, ging an die Wanduhr, sah nach dem Zeiger, und sagte seufzend, in anderthalber Stunde wird er hier seyn. Sie setzte sich wieder, ergriff ein Buch, las einen Augenblick, und ihre Thränen flossen von neuem. Alle ihre Bewegungen verriethen eine gewaltsame Unruhe. D'Alercy, nicht weniger erstaunt als gerührt, beschloß noch zu schweigen, und die Entwikkelung eines so außerordentlichen Auftritts abzuwarten. Drey Viertel auf eilf Uhr reichte Emilie ihrem Manne eine Tasse Fleischbrühe und sprach ihm zu, sie zu nehmen; er stellte sich aber immer noch, als kenne und verstehe er sie nicht. Sie richtete ihn daher auf, und ließ ihn trinken. Darauf fiel sie bey seinem Bette auf ihre Knie, zerschmolz in Thränen, und rief aus: armer Unglücklicher! Du kannst mich nicht leiten, mir nicht rathen, und außer Dir habe ich keinen Freund. Du siehst mich nicht, aber ich werde auf Dich blicken. Die Stätte dieses Bettes wird mein Zu=

fluchtsort seyn, und dieß eheliche Gemach soll nicht entweihet werden. — So bald sie diese Worte ausgesprochen hatte, stand sie wieder auf, nahm ein Blendlaterne und ging eilfertig hinaus. Es war eilf Uhr. Zitternd stieg sie die Treppe hinunter, kam in den Garten, und fand schon daselbst Eduarden! Sie kehrte sogleich um, und hieß ihm ihr zu folgen. Eduard, der erst nach der Bestellung seines Briefes erfahren hatte, daß d'Allercy vom Schlage gerührt worden sey, wußte nunmehr, daß er Emilien ganz allein den wichtigen Dienst, der ihm erwiesen wurde, zu verdanken habe. Durchdrungen von Liebe und Hofnung dankte er Emilien mit dem rührendsten Ausdrucke des Gefühls. Sie erwiederte kein Wort, sondern eilte zurück in ihr Zimmer. D'Allercy wurde sonderbar überrascht, sie nach einigen Minuten, von dem Grafen Blangi begleitet, zurückkommen zu sehen. Er entschloß sich, aufmerksam zuzuhören, zu beobachten,

und so lange zu schweigen, als es ihm die Ehre erlauben würde. Emilie setzte sich an sein Bette, und erst von da aus zeigte sie Eduarden mit mehr Fassung und Ruhe den bewußten Schrank, und sagte ihm: Sie wisse auf keine andere Art ihn zu verbergen. Wenigstens, fuhr sie fort, werden Sie da in Sicherheit seyn, ich thue für Sie, was mein Mann, wenn er nicht in den schrecklichen Zustand gefallen wäre, worinnen Sie ihn sehen, würde gethan haben. Seine Stelle vertreten und Ihr Leben retten sind für mich zwey Pflichten, die ich gern erfülle. Inzwischen kann ich mir nicht verhehlen, wie außerordentlich dieser Schritt sey. Nur die Grausamkeit der Tyrannen, die uns unterdrücken und die Achtung, die ich für sie fühle, kann ihn entschuldigen. Ich bin überzeugt, daß ich in der vollkommenen Rechtlichkeit und zarten Schonung Ihres Betragens gegen mich die einzigen Beweise, die Sie mir von Ihrer Erkenntlichkeit zu

geben im Stande sind, finden werde.

Diese Worte, gesprochen im feierlichen Tone, erregten Eduards Bewunderung, und machten auf ihn so einen Eindruck, daß er einige Zeit verstummte. Darauf aber sprach er, zwar mit aller Schonung, welche Emilie von ihm forderte, allein mit dem leidenschaftlichsten Blicke und Tone, seine Gesinnungen und Empfindungen aus. In der Angst erwiederte Emilie blos die Worte: Vergessen Sie nie zu bedenken, wo wir sind, und daß wir an dem Lager eines Kranken nicht die ruhige Stille unterbrechen dürfen. Mit diesen Worten nahm sie ein Buch, und that als wenn sie läse. Eduard, ihr gegenüber stehend und auf das Kamin gelehnt, betrachtete sie, ohne einen Laut zu wagen. Emilie empfand plötzlich eine außerordentliche Bewegung und ein unbesiegbares Misbehagen. Sie wendete gedankenlos ein Blatt

nach dem andern im Buche um, und blickte von Zeit zu Zeit mit tiefem Seufzen nach ihrem Manne. Nach Verlauf von drey Viertelstunden sagte sie ihm: Sie müssen sich jetzt verbergen, denn ich werde nun bald dem Krankenwärter schellen. Eduard trat in den Schrank. In diesem Augenblicke unterdrückte ein rührendes Mitleiden alle Aengstlichkeit, in der sich Emilie befand. Eduard, statt sich zu setzen, fiel vor Emilien auf seine Knie, und indem er die Hand auf sein Herz legte, und sprechen wollte, sagte Emilie mit halberstickter Stimme: möge der Himmel über Sie wachen! o! erwiederte Eduard, was könnte ich bey dem Engel, der mich beschützt, fürchten! Hier schob Emilie die Tapetenwand vor, verschloß den Schrank, und entfernte sich weinend. Sie setzte sich wieder neben das Bette, drehte aber den Stuhl so, daß sie den Schrank in den Augen behielt, und versank in tiefes Sinnen. Ein Aechzen, das d'Alercy hören ließ, verursachte,

daß sie sich nach ihm umsah. Seine Augen waren auf sie gerichtet, und ihre Blikke begegneten sich. Emilie bebte. Ein geheimer Vorwurf ihres Gewissens machte ihr diesen Blick fürchterlich, so sehr sie auch überzeugt war, daß er eine bloße mechanische Bewegung sey. D'Allercy hatte seinen rechten Arm auf das Bette ausgestreckt. Emilie ergriff die Hand, küßte sie, und benetzte sie mit Thränen. Sie stieß zugleich hastig ihren Stuhl zurück, und schob schnell die Lehne an den Schrank an. Um zwey Uhr schellte sie. Vorher hatte sie die Vorsicht gehabt, recht viel Lärm zu machen, um Eduarden aufzuwekken, wenn er ja eingeschlafen seyn sollte, was sie aber nicht vermuthete. Der Krankenwärter erschien. Sie ließ sich ein kleines Feldbette ganz nahe bey dem Krankenlager ihres Mannes aufschlagen, und sagte: ich werde mich ganz unausgekleidet auf das Bette werfen, und Ihr könnt die Nacht in dem Nebenzimmer auf einem Arm-

stuhle zubringen; wenn ich Euch brauche, werde ich euch rufen. — Aber wäre es nicht besser, daß ich hier bliebe, gnädige Frau? dann könnten Sie sich ordentlich schlafen legen. — Ich will mich nicht auskleiden. — Die gnädige Frau werden sich ganz abmatten. — Ich thue meine Schuldigkeit.

Der Wärter entfernte sich in das angewiesene Kabinet, und Emilie legte sich auf das Bette. Sie hatte sehr wenig geschlafen, und stand noch vor acht Uhr auf. Sie schickte den Krankenwärter fort, öffnete den Schrank, und schlug Eduarden vor in das Nebenzimmer zu gehen, wohin sie für ihn etwas zu essen geschafft und die Fenster geöffnet hatte; Sie können da, sagte sie ihm, bey Ihrem Frühstücke die frische Luft genießen und eine ganze Stunde dort bleiben. Eduard ging dahin, und kam nach einer halben Stunde wieder zurück. Allein ohne ihm Zeit zu lassen mit ihr zu

sprechen, sperrte Emilie ihn geschwind wieder in den Schrank; dann riegelte sie ihre Stubenthüre auf, und kurz darauf kam auch der Doktor, der, nachdem er zum Schein den Kranken untersucht hatte, sagte, man könne ihn aufstehen lassen, und zu essen geben, weil, auch bey der gewissen Voraussetzung der Genesung, die Krankheit doch sehr langwierig seyn würde. Aber wider diese Krankheit, fuhr er fort, weiß ich kein anderes Mittel, als Bewegung des Fahrens, Veränderung der Luft und das Bad von Plombieres. — Gut, sagte Emilie, wann sollen wir abreisen? — Sobald als möglich, in sieben bis acht Tagen. — Aber die Pässe? — Ich werde alle nöthige Anstalten treffen, und die Besorgung der Pässe über mich nehmen. Ehe der Doktor fortging, erzählte er, daß man den Grafen Blangi überall aufsuche, daß sein Tod beschlossen sey, und daß alle seine Papiere und Sachen versiegelt wären. Emilie fuhr zusammen, der Doktor sprach

ihr Muth zu, ohne ihre ängstliche Beunruhigung bemerkt zu haben. Den übrigen Tag brachte Emilie blos mit Anstalten zur Abreise zu. Des Nachts um zehn Uhr schickte sie, wie den Tag zuvor, den Wärter auf drey bis vier Stunden fort, und gab ihrem Gefangenen die Freyheit. Ihr Leben, sagte sie ihm, ist in der größten Gefahr, Sie müssen mit uns Frankreich verlassen, und ich kann Ihnen die Mittel zur Flucht erleichtern. Bleiben Sie hier bis zu unserer Abreise, ich werde um Mitternacht aufbrechen, Sie ziehen eine Livree von unsern Leuten an, und ich nehme Sie mit. Sie reisen mit uns bis nach Plombieres, nicht weit von der Grenze. Von da können Sie leicht in die Schweiz fliehen. Bey diesen Worten fiel Eduard zu ihren Füssen. Emilie trat schüchtern zurück. Wie! sagte Eduard, ist es mir nicht vergönnt, die Knie meiner Wohlthäterin zu umfassen? Verwehren Sie mir auch die Dankbarkeit? Hier ächzete d'Alercy sehr

tief. Sie haben ihn aufgeweckt, rief Emilie, und eilte an sein Bette: wenn ich bitten darf, stören Sie seine Ruhe nicht mehr. Gehen Sie in das Kabinet. Nein, antwortete Eduard, hier in Ihrer Nähe ist mir wohler. Mit diesen Worten schlich er in seinen Schrank; aber Emilie verschloß ihn nicht. Sie ging bald darauf hinaus, und brachte ihm erröthend sein Abendbrod, dann zog sie sich eilig wieder an ihren Platz zurück, und nahm ihr Buch. Um ein Uhr schloß sie Eduarden ein, und ließ den Wärter kommen.

Die folgenden Tage vergingen auf die nehmliche Art. Eduard wagte es nicht zu sprechen als nur durch Seufzen und Blicke. Er wurde aber nur zu gut verstanden.

Unterdessen theilte der Doktor, nach der mit d'Alercy getroffenen Verabredung, Emilien die nöthigen Vorsichts-Maasregeln mit, uud half ihr alle noch zu besor-

gende Geschäfte glücklich zu Stande bringen. Ihrerseits wendete sie alle erforderliche List an, den Grafen Blangi an die Stelle eines ihrer Bedienten treten zu lassen. Sie ließ vor ihrer Abreise ihre Kammerfrau mit der offenen Post abgehen, damit sie nicht nöthig habe, sie mit in das Geheimniß zu ziehen. Sie nahm nur einen einzigen Bedienten mit, auf den sie sich verlassen konnte, sagte ihm aber von der ganzen Sache nicht eher ein Wort, als bey der Abreise um Mitternacht. Dieser Bediente führte Eduarden in ein abgelegnes Gäßchen, wo er für sich ein Pferd bereit fand, und eilte sogleich wieder zu seiner Frau zurück. Emilie stieg nun in den Wagen, nachdem sie ihren Mann hatte hineintragen lassen, und fuhr ab. Am Ende der Gasse erblickte sie, als sie zum Schlage hinaus sah, einen Mann zu Pferde, und erkannte, trotz der Dunkelheit der Nacht, Eduarden. Erst, als sie durch alle Schläge hindurch waren, kam Emilie wieder

zu Athem, und rief den Postillionen zu, geschwind zu fahren. Eduard ritt an den Schlag, und redete sie an; allein d'Alercy, der an ihrer Seite saß, hustete so stark, daß sie ihn nicht verstehen konnte. Es war eine feuchte Nacht, und in der Meinung, daß die kühle Nässe ihm beschwerlich falle, zog sie die Glasscheibe auf. Eduard sprengte immer neben dem Schlage her. Emilie ließ zweymal die Scheibe nieder, und jedesmal nöthigte sie das gewaltsame Husten des Herrn d'Alercy dieselbe wieder aufzuziehen. Als es Tag wurde, ritt Eduard, in seinen Reitmantel gehüllt, und den Huth auf die Augen gedrückt, immer in vollem Gallop voraus. Emilie wandte kein Auge von ihm, und verlor ihn nicht einen Augenblick aus dem Gesichte. Auf einmal schrie sie laut auf, sie sah sein Pferd stürzen, und hörte den Postillion sagen, ich glaube, er hat das Bein gebrochen. Emilie fiel in Ohnmacht. Der Wagen kam in dem Augenblicke, wo

er sich wieder aufhalf, bey ihm an. Er hatte sich nur ein wenig aufgeschlagen. Er kommt an den Wagen, und will es Emilien sagen. Aber wie sehr wird er gerührt, als er sie todtenblaß, ohne Leben und mit geschlossenen Augen im Wagen liegen sieht. Ihr Kopf lag auf d'Allercys Achsel, der vorzüglich jetzt die Rolle des Bewußtlosen eben so peinlich als schwer zu spielen fand. Ja, hätte ihn nicht die Gegenwart der Postillions abgeschreckt, er würde eine solche Verstellung nicht länger ausgehalten haben. Aber er mußte sich Zwang anthun, wenn er nicht sein Leben auf das Spiel setzen wollte. Eduard öffnet den Schlag und stürzt in den Wagen. Er reißt Emilien in seine Arme, zieht aus der Tasche ein Riechfläschchen mit Englischen Salz, und läßt sie riechen. Sie öffnet die Augen, und ihr erstes Wort ist: o Gott, Eduard, Sie haben sich doch nicht Schaden gethan. Eduard, statt zu antworten, drückt ihr zärtlich die Hand, und

redet mit den Postillions, um ihr zu verstehen zu geben, daß man sie hören könnte. Hierauf steigt er aus dem Wagen, setzt sich zu Pferde, und die Reise geht wieder vorwärts. Emilie sann jetzt ernstlich über alles, was vorgefallen war, nach. Was mußte Eduard von einer Ohnmacht, deren einzige Ursache die zärtliche Theilnehmung, die er einflößte, war, denken? Sie wußte es nur zu gut, sie wiederholte es sich, daß sie auf sich zürnen müsse, das Geheimniß ihres Herzens so verrathen zu haben. Aber Eduard hatte es erfahren, ohne daß sie in seinen Augen auch nur das geringste an der bisherigen Achtung verlieren konnte, und welche Frau wüßte sich bey diesen Umständen nicht über einen Zufall, der sie verrathet, zu trösten?

Des Nachts hielt man an, um einige Stunden auszuruhn. Man war schon etliche zwanzig Meilen von Paris entfernt. Eduard und der Bediente Emiliens trugen

Herrn d'Allercy in ein Zimmer mit zwey Betten, welches sie besonders ausgesucht hatte. Man brachte den einen verstellten Kranken zu Bette, und bemerkte, daß er blaß aussehe und am ganzen Leibe zittere. Denn in der That fing er jetzt im Ernst an sich nicht wohl zu befinden. Doch aß er wie gewöhnlich, und dieß beruhigte Emilien. Sie hatte die Gewohnheit, jedesmal, wenn er zu Bette ging, ihm einen Kuß zu geben, dieß geschah auch jetzt, aber dießmal stieß er sie sehr barsch zurück, was er noch nie gethan hatte. Ach! sagte weinend Emilie, er ist kränker als je.

Man trug Emilien das Abendbrod auf, Eduard wollte ihr allein bey Tische aufwarten, und schickte seinen Kammeraden fort sich niederzulegen. Vergeblich widersetzte sich Emilie, sie ward nicht gehört, war aber auch noch nie mit so viel Schnelle und Eifer bedient worden. Eduard stellte sich während des Essens hinter ihren Stuhl.

Sie kürzte es sehr ab. Man wird mir wohl glauben, daß d'Alercy unterdessen nicht viel geschlafen habe. Er wendete kein Auge von seiner Frau, ob er sie gleich nur von der Seite sehen konnte. Jede Bewegung, die sie machte, verrieth ihre Angst und Verwirrung. Die Mägde des Gasthofes gingen hin und her, sobald aber das Essen vorbey war, verschwanden sie alle. Eduard war nun mit Emilien allein, denn d'Alercy wurde nicht als ein Dritter angesehn. Eduard nahm eine Serviette und ein Handbecken, und überreichte es ihr kniend; so, sagte er, dient man den Königen in Spanien; was bey ihnen bloßes Zeremoniel ist, ist bey mir die reinste Verehrung, die — — Eduard, unterbrach ihn Emilie mit ernsten Tone, die Sprache der Liebeley und des Scherzes ist in der Lage, in der wir sind, sehr am unrechten Orte! — O Gott! rief Eduard aus, der Liebeley! Können Sie dem Gefühl, das Sie einflößen, einen solchen Namen geben! —

Schlagen Sie Ihre Augen zurück, erwiederte Emilie, betrachten Sie hier den Gegenstand unsers Mitleidens und unserer Ehrfurcht. Er kann uns nicht sehen, aber seine Augen sind auf uns gerichtet. — Hätte er sein volles Bewußtsein, versetzte Eduard, ich würde keine Ursache haben, mich vor ihm zu verstellen, mein Gefühl ist so rein als innig — Hier stammelte d'Alercy einige unverständliche Worte, welches er oft that, wenn er etwas verlangte. Emilie eilte zu ihm, und befahl Eduarden im gebieterischen Tone, sich sogleich aus dem Zimmer zu entfernen. Mit schwerem Athem ging Eduard hinaus. Sogleich verschloß Emilie alle Thüren im Zimmer aufs sorgfältigste, und ungeachtet sie äußerst abgemattet war, konnte sie sich nicht entschließen, sich nieder zu legen. Sie fiel in einen Armstuhl, und ließ ihren Thränen freyen Lauf. Sie weinte über ihre Schwäche und über die Trennung, die den morgenden Tag erfolgen sollte.

Alle Frauen sind so leichtgläubig, nichts von den Betheurungen, die man ihnen macht, abzurechnen. Diese Verblendung des Herzens und besonders der Eigenliebe macht sie glauben, daß die, welchen ihr Herz wohl will, ihre Trennung oder Entfernung nicht würden aushalten können. Wie unglücklich wird er seyn, dachte sie, wie wird er leben können, ohne mich zu sehen, ohne in meiner Nähe zu seyn! — Man hätte ihr antworten können: Er darf sich nur allerhand Zerstreuungen überlassen, schnell aufhören nur an sie zu denken, um die Liebe einer andern buhlen — — Diese Antwort hätte Emilien empört. Man glaubt, ohne nur einen Augenblick zu zweifeln, an romanhafte Unwahrheiten oder Uebertreibungen; aber so gemeine Wahrheiten scheinen so wenig glaublich, daß die Erfahrung erst Ueberzeugung erzwingen muß, und diese Erfahrung, die man in dem Falle macht, zerstört doch entweder das Glück oder den guten

Ruf einer Frau, und leider! oft beyde zugleich!

Tiefe Stille herrschte im Gasthofe, alles schlief, nur Emilie wachte. Aber im Augenblicke, als die Mitternachtstunde schlug, verlöschte das Licht, das ihr Zimmer erleuchtete. Die dunkle Finsterniß, in der sie sich auf einmal befand, weckte sie aus ihren Träumen auf. Diese Dunkelheit und die Unruhe ihres Herzens und Gewissens verursachten ihr so ein Schrekken, daß sie sich kaum fassen konnte. Sie bebte, als sie daran dachte, daß sie keine Klingel habe, daß sie allein, mitten in der Nacht, bey einem vom Schlage betäubten, und vielleicht sterbenden Manne sey. Sie lauscht, hört ihn nicht mehr athmen, erinnert sich seiner Todesblässe und veränderten Angesichts, und ihr Schrecken verdoppelt sich. Wenn das Blut in heftiger Aufwallung ist, so ist oft der geringste Zufall hinreichend den Geist ganz nieder zu

drücken, und ihn in eine Muthlosigkeit, die an Verzweiflung gränzt, zu stürzen. Die kleinlichsten Umstände können unsere Kräfte, je nachdem wir gestimmt sind, abspannen oder erheben. O mein Gott! stönte Emilie laut, wie unglücklich bin ich! Bey diesem Ausrufe sprach eine rauhe und fürchterliche Stimme die Worte: ja! Du bist es, wenn Du aufhörst, der Tugend treu zu seyn. Himmel! schrie Emilie auf ihre Knie hinstürzend, er ist nicht mehr! sein Geist spricht zu dem meinigen! — Mehr konnte sie nicht sagen. Eine gewaltige Erschütterung benahm ihr die Sprache. Doch will sie sich überreden, daß das, was sie eben vernommen habe, ein Blendwerk der Phantasie sey. Sie machk sich Muth und sagt: wenn es nicht Trug meiner Einbildung ist, und wenn Du es selbst bist, so sprich, mein Herz ist tief gebeugt, aber rein, ich darf Dich nicht scheuen. Emilie, antwortete die Stimme, es ist kein Blendwerk,

kein Trug der Einbildung. Nun gut, erwiederte Emilie schaudernd, erscheinst Du, um mir eine unwillkührliche Schwäche vorzuwerfen? Weißt Du nicht, daß nichts meine Treue und Liebe zu Dir hat wankend machen können, und daß Deine Ruhe, Deine Ehre und die meinige mir tausendmal lieber waren als das Leben und jenes Gefühl, vor dem ich mich nicht schützen konnte? — antworte! — und sollte ich sterben, wenn ich Deine Stimme vernehme, antworte mir! — — Du allein kannst mich richten; bin ich denn strafbar? — o sprich! —

D'Allercy schwieg. Bis in das Innerste der Seele gerührt, und dabey über Emiliens Wahn betroffen, wußte er nicht, wie er es anfangen sollte, um ihre stürmische Einbildung zu beruhigen, und sie aus dem Irrthum zu reißen. In diesem Augenblick fiel ein heller Strahl des Mondes durch die Fenster, die weder Läden noch

Vorhänge hatten, und verbreiteten ein mildes Licht durch das Zimmer. Emilie, noch immer von Todesangst durchdrungen und kaum athmend, wirft bebend einen matten Blick auf das Lager ihres Mannes, und wie staunt sie, ihn hier sitzen und die Arme gegen sie ausstrecken zu sehen. Großer Gott! ruft sie aus, welches neue Wunder! Soll ich meinen Augen trauen? — O meine Emilie! sagt d'Alercy, ich lebe, ich bewundre, ich liebe Dich! — O Gott! ist es möglich? — Verbanne alle unnöthige Furcht! komm und umarme Deinen Freund! — Du verzeihst mir also? sagte Emilie, indem sie ihre Kräfte anstrengte um aufzustehen, aber in dem Augenblicke wieder sank. D'Alercy glaubte, sie habe sich Schaden gethan. Er sprang aus dem Bette, hob sie auf, und setzte sie in einen Armstuhl. Undankbarer! Du konntest mich so hintergehen, so grausam seyn und mich bey dem Wahn einer so gefährlichen Krankheit so viel leiden lassen! — D'Alercy

rechtfertigte sich, und erzählte ihr aufrichtig alles, was vorgefallen war. Emilie fühlte die Nothwendigkeit nachsichtig zu seyn, da sie selbst Nachsicht bedurfte, überdieß war sie auch durch alles das, was ihr seit der ersten Tagesstunde wiederfahren war, so niedergeschlagen und entkräftet, daß sie nicht einmal im Stande war, ihre gerechten Klagen auszusprechen. D'Alercy machte ihr nicht den geringsten, selbst nicht einen verdeckten Vorwurf. Er kündigte ihr an, daß er den folgenden Tag die Grenze passiren, bis dahin aber seine Verstellung fortsetzen würde. Um zwey Uhr des Morgens warf sich erst Emilie in ihren Kleidern auf das Bette. Um vier Uhr wurde sie wieder geweckt. Man stand auf, und reiste ab. Eduard war über die seltsame Veränderung, die er an Emilien bemerkte, sehr erstaunt und betrübt. Sie bekümmerte sich nicht mehr um ihn, und behandelte ihn nicht mehr, wie zuvor, sie sprach mit ihm in abgebrochnen Worten

und kaltem Tone. Als sie im Wagen war, ließ sie blos die vordere Fensterscheibe nieder, die beyden aber auf den Seiten zog sie auf, und die Vorhånge vor. Aus Furcht, man möchte ihn sprechen hören, wagte d'Alercy den ganzen Tag kaum einige Worte mit ihr zu sprechen, aber er sah sie sanft und zårtlich an, drückte ihr die Hand, die er in der seinigen fest hielt, und that alles, allein vergebens, um den Trübsinn, der ihren Geist umwölkte, zu zerstreuen. Emilie konnte bey dem Gedanken, daß d'Alercy ihr Geheimniß wisse, nicht die Heiterkeit, nicht das Vertrauen, das sie zu ihm gehabt hatte, wieder erhalten. Mit Beschåmung errinnerte sie sich an alles, was sie seit zwölf Tagen gesagt, und sogar gedacht hatte, und konnte die Blicke ihres Mannes nicht ertragen.

Man setzte die Reise in der größten Eile fort, und hielt nur drey Meilen von der Grenze an; es war Abends um sieben

Uhr. D'Alercy traf Anstalt, sich früh Morgens um zwey Uhr in völlige Sicherheit zu setzen, und sagte seiner Frau, daß sie noch diesen Abend Eduarden abfertigen und bereden sollte, um Mitternacht aufzubrechen. Sage ihm, Du wolltest noch um zehn Uhr mit ihm sprechen; ich werde ihm dann meine List entdecken, und er kann von uns Abschied nehmen. Alles geschah verabredeter Maaßen. Eduard war vor Freuden außer sich, daß ihm Emilie eine Zusammenkunft auf diesen Abend erlaubt hatte. Er kam halb zehn Uhr auf ihr Zimmer. So bald er eingetreten war, stand Emilie auf und verriegelte alle Thüren. Dieses sonderbare Benehmen setzte Eduarden in Erstaunen. Er blieb unbeweglich auf einem Flecke mitten in der Stube stehen. Als aber Emilie zurück und auf ihn zu kam, machte ihn die ernste Miene, mit der sie vor ihn trat, sprach- und gefühllos. Emilie setzte sich neben das Bette ihres Mannes, wies Eduarden einen Stuhl an,

und bat ihn sich nieder zu lassen. Darauf redete sie ihn mit folgenden Worten an: Wir wollen Ihnen, Herr Graf, noch einen wichtigen Beweis unserer Freundschaft geben, indem wir Ihnen das größte Geheimniß, das unser Leben und Glück betrift, vertrauen. Mein Mann ist nicht krank. Bey diesen Worten staunt Eduard, seine Glieder zittern, er springt auf, und stellt sich mit starrem Blick, auf d'Alercy gerichtet, zu den Füssen seines Bettes. Nun fing d'Alercy an zu sprechen, und rieth ihm den letzten Schritt zu seiner Rettung nicht zu verspäten, da alle Veranstaltungen getroffen wären, ihm denselben zu erleichtern. D'Alercy vermuthete, es möchte ihm am Gelde fehlen, und machte ihm deswegen die großmüthigsten Vorschläge, welche aber Eduard nicht annahm. Er dankte d'Alercy, wendete sich zu Emilien, stammelte mit bebender Stimme einige abgebrochene Worte, und verschwand. Die tiefgebeugte Emilie, gezwungen ihre

Thränen zu hemmen, empfand jetzt das Uebermaaß des Schmerzes, welches ein solcher Zwang kummervolle Seelen empfinden läßt. Allein, ob sie gleich keine Hoffnung hatte, Eduarden jemals wieder zu sehen, weil er nach Deutschlang ging, und sie sich in der Schweiz niederlassen wollten, so fand sie doch eine Art der Beruhigung in dem Gedanken, daß sie beyde einem gleichen Schicksale weichen, und in das Ausland fliehen müßten. Doch ward sie durch die schreckliche Vorstellung, er könnte noch auf der Gränze angehalten werden, äußerst beunruhigt, und diese Vorstellung, verbunden mit der Furcht ein gleiches Schicksal zu haben, machte sie völlig muthlos. D'Alercy stellte sich, als bemerkte er weder ihren Kummer, noch ihre unbesiegbare Gedankenlosigkeit. Er errinnerte sie an alles, was sie noch zur Sicherheit ihrer Flucht zu thun hatte, und dann brachen sie auf. Ihre Reise ging glücklich von Statten. Sie kamen ohne

Hinderniß über die Grenze. Hier erst umarmten sie sich. Emilie zerfloß in Thränen, ach! sie dachte an den fliehenden Eduard! — Drey Wochen hindurch verfolgte sie der Gedanke an ihn ohne Schonung. Sie wendete sich mit ihrem Manne nach Lausanne. Eines Tages erhielt D'Alercy n ihrer Gegenwart einen Brief. Er las ihn heimlich, und sagte darauf: Es schreibt mir hier ein Bankier aus Lübeck — Bey dem Namen Lübeck erblaßte Emilie. Es war die Stadt, in welche Eduard flüchten wollte. Dieser Bankier, fuhr d'Alercy fort, meldet mir, daß daselbst viele Emigranten angekommen wären, und unter andern auch Graf Blangi; diese Nachricht macht mir viel Freude. Bey diesen Worten stand er auf, ging einige Schritte die Stube auf und ab, ohne Emilien anzusehen. Er sprach von gleichgültigen Dingen und in seinem gewöhnlichen Tone. Nach einigen Minuten ging er aus. Emilie fühlte den ganzen Umfang eines sol-

chen nachsichtigen, schonenden und gütigen Benehmens. Da sie wegen Eduards Sicherheit beruhiget war, kam sie wieder zu sich. Doch konnte sie ihre Zufriedenheit und ihr Glück nicht wieder finden, nicht weil es ihr unmöglich war der Macht ihrer Zuneigung zu Eduarden zu widerstehen, wenigstens zweifelte sie nicht daran; sondern weil sie sich nicht überzeugen konnte, daß ihr Mann dieselbe Liebe und Werthschätzung wie sonst für sie fühle. Vergebens wiederholte sie sich, um ihr Gewissen zu beruhigen, daß ihr Betragen vorwurfsfrey sey. Sie fühlte es nur zu gut, daß eine Frau, welche vor ihrem Manne erröthet, vor sich noch mehr erröthen müsse, wenn sie sich prüfe. Ja! dachte sie bey sich, hätte ich jeden gefährlichen Gedanken aus meiner Seele verdrängt, so würde ich mein volles Bewußtsein behalten haben; allein, anstatt mich mit Gewalt einem so strafbaren Hange zu entreißen, überließ ich mich vielmehr einer Menge süßer Träu-

me, die ihn nährten. Ach! wahrhaft unwillkührliche Gefühle sind nie leidenschaftlich, sie werden es erst durch unsere Schwäche.

Emilie sehnte sich lebhaft nach Beaumeil, der seit vier Jahren in Amerika war. Sie schrieb ihm einen Brief, worinne sie sich über seine Abwesenheit beschwerte, ihm ihr Herz öffnete, und ihn um Rath fragte. Sie erhielt von ihm Antwort und die Nachricht, daß er bald zurück kommen würde. Er kam auch in der That sechs Wochen nach dem Briefe an. Er hatte beträchtliche Geldsummen nach Amerika mit genommen, sie durch glückliche Geschäfte verdoppelt, und kam nun mit großen Reichthümern zurück. Um diese Zeit wendete sich auch Graf Blangi nach Lausanne. Er und Emilie; vermieden sich beyde! sorgfältig. Nur zweymal kam sie in einem Zeitraume von sieben bis acht Monaten mit ihm zusammen. Mit innigen Vergnügen, aber ohne wallende Bewegung des Herzens,

sah sie ihn wieder, und dieser Beweis der Geistesstärke vollendete das Werk ihrer Selbstbeherrschung.

Als d'Alercy sich nun schon länger als ein Jahr in Lausanne aufgehalten hatte, wurde er plötzlich krank, und ein Paar Tage darauf zeigten sich die Blattern. Emilie hatte diese schreckliche Krankheit auch noch nicht gehabt. Deswegen aber stand sie nicht einen einzigen Augenblick an, ihre Pflicht zu thun, und trotz der inständigsten Bitten Beaumeils und des ausdrücklichsten Befehls ihres Mannes, wartete und pflegte sie ihn. In der Ueberzeugung aber, daß sie die Blattern auch bekommen, und daran sterben könnte, machte sie noch vorher ihr Testament. Hierauf verfügte sie sich in das Krankenzimmer ihres Mannes. Er hatte noch sein völliges Bewußtsein, und konnte sich noch der edlen und rührenden Handlung seiner Frau freuen. Die Krankheit aber wurde von Tage zu Tage schlim-

mer, und am siebenten Tage starb er. Tief gebeugt und von der Krankheit schon angesteckt, mußte Emilie sich nun selbst legen. Zwölf Tage hindurch war ihr Leben in Gefahr. Beaumeil, der auch d'Alercy in seiner Krankheit gewartet hatte, verließ sie nicht, und brachte bey ihrem Bette alle die Nächte zu, in welchen man für ihr Leben besorgt war. Er ging nicht eher zu Bette, als bis er sie außer Gefahr wußte. Emilie sah zwar in den ersten Tagen ihrer Genesung noch sehr blaß und krank aus; doch war sie im geringsten nicht entstellt noch blatternarbig, und man zweifelte nicht, daß sie ihre völlige Schönheit wieder bekommen würde, so bald die rothen Flecke sich verzogen hätten. Ihr Betragen gegen ihren Mann erregte allgemeine Bewunderung, und die enthusiastischen Lobsprüche, die man ihr ertheilte, erweckten Eduards leidenschaftliche Liebe von neuem. Unter allen Empfindungen ist die Liebe diejenige, auf welche die Meinung der

andern Menschen am meisten Einfluß hat. Während Emiliens Krankheit zeigte Eduard eine Verzweifelung, die Jedermann rührte. Unter allen Arten, seine Liebe Schau zu tragen, und sich öffentlich als Anbeter einer Schönen zu zeigen, ist der Schmerz der Traurigkeit die beste. Dieses Mittel gleicht nicht der albernen Prahlsucht eines Gecken, und befriediget die Eitelkeit, indem es zugleich dem Herzen Erleichterung verschafft. Bey solchen Gelegenheiten geschieht es vorzüglich, daß nach la Fontainens Ausspruch sich in die Thränen eines Anbeters Prunk mischt. Emilie hörte während ihrer Genesung von nichts als von Eduards Zärtlichkeit und gefühlvoller Theilnahme sprechen. Sie gebot zwar Stillschweigen, aber nicht eher als bis sie den andern Zeit gelassen hatte, alles zu sagen was sie wußten.

In den sechs ersten Monaten ihrer Trauer wollte sie weder Eduards Besuche

annehmen, noch auf die leidenschaftlichen Briefe, die er ihr schrieb, antworten. Endlich wurde er vorgelassen. Aus Achtung gegen die Trauerkleidung, welche sie noch trug, wagte er es nicht mit ihr von Liebe zu sprechen. O! wie wußte man diese feine Schonung zu schätzen! und als man sie schon am folgenden Tage aus den Augen setzte, so ward man nicht weniger von der Gewalt einer so stürmischen Leidenschaft gerührt. Wenn man liebt, und sich wieder geliebt glaubt, so reizen und erfreuen tausend sich widersprechende Sachen, eine wie die andere, in gleich hohem Grade, man bewundert das Für und Wider, das Seyn und Nichtseyn, das Thun und Nichtthun mit gleicher Begeisterung. Liebende Sorgfalt erregt die lebhafteste Erkenntlichkeit, kleine Vernachlässigungen aber nicht weniger. Es herrscht ein inniges Zutrauen, kein Argwohn findet statt. Sorglosigkeit, Eifersucht, Zänkereyen, alles wird günstig erklärt. Die auffallendsten

Fehler des Charakters werden als Wirkungen der zärtlichen Liebe betrachtet, und sind anziehende Reize. So lange diese Verblendung dauert, liebt man ohne Maaß und Ziel, und bis zu diesem Grade der Höhe war Emiliens Liebe gegen Eduard gestiegen. — Robespierre, Frankreichs größter Wüttrich, war nicht mehr. Daher erhielt Emilie ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, nach Frankreich zurück zu kommen. Ihre Anforderungen auf ihr zurückgelassenes Vermögen waren unbedeutend, weil d'Alercy beinahe sein ganzes Vermögen noch zur rechten Zeit ins Ausland geschafft hatte. Allein sie wollte eine Reise nach Paris machen, um für Eduard ein Zurückberufungsdekret auszuwirken. Ihre Trauer dauerte noch vier Monate, die sie in Frankreich zuzubringen beschloß. Sie reiste ab, kam nach Paris, und beschäftigte sich daselbst ganz allein mit Eduards Angelegenheiten. Zu ihrer größten Freude erfuhr sie, daß seine Güter nicht ver-

kauft worden waren. Dieser Umstand machte Eduards Ausstreichung aus der Liste der Emigrirten noch wichtiger. Allein Emilie fand Schwierigkeiten, die jedem andern unübersteigbar geschienen hätten; nur sie konnte durch Nichts abgeschreckt werden. Sie verschwendete Geld und gute Worte, und bedauerte nichts mehr als die schöne Zeit, die sie in Paris zubringen mußte. Sie blieb beynahe ein ganzes Jahr daselbst, und nachdem sie endlich Eduards Zurückberufung erlangt, und seine Besitzungen gesichert hatte, reiste sie wieder nach der Schweiz ab, um ihn selbst zu holen, und nach Frankreich zurück zu führen. Außerdem wollte sie auch noch einmal Beaumeil sehen, der blos aus Liebe zu ihr aus Amerika zurück gekommen und entschlossen war, so lange, als der Krieg dauern würde, im Auslande zu bleiben. Diese Reise war für sie ein wahres Vergnügen, so groß auch der Wunsch war, so bald als möglich an zu kommen. Sie stellte sich die Freude,

das Entzücken, die Erkenntlichkeit Eduards vor, und hierinne schweift die Phantasie einer Frau weit über die Grenzen der Wirklichkeit hinaus. Zu Ende des Monats May kam Emilie zu Lausanne an. Sie sah Eduarden, und benachrichtigte ihn, daß er in sein Vaterland zurükkehren, und seine zurück erhaltenen Güter in Besitz nehmen könnte. Eduard sagte ungefähr alles, was bey solchen Gelegenheiten zu sagen Pflicht ist, aber ohne Wärme, und selbst weniger scharfsehende Augen als Emiliens würden in seinem Gesichte einige leichte Schattirungen von Verlegenheit bemerkt haben. Allein Emilie erlaubte sich nicht über diese erste Zusammenkunft nachzudenken; sie wollte seine Unlust und Unruhe nicht bemerken, und meinte, daß das, was an einem andern Kälte scheinen würde, bey ihm bloß Ueberraschung wäre. Doch dieser Irrthum war von kurzer Dauer. Noch denselben Abend war sie mit einer Emigrirten, die eben auch zurück berufen war,

der Wittwe des Marquis von *** in Gesellschaft. Emilie kannte sie nicht. Sie erkundigte sich nach ihr, man lächelte schalkhaft, ihre Neugierde wurde noch reger, man weigerte sich zu antworten, endlich ließ man Eduards Namen hören, und die unglückliche Emilie errieth einen großen Theil der Wahrheit. Delphine, so hieß Emiliens Nebenbuhlerin, war einst eine der artigsten Frauen des Hofes gewesen; allein jetzt, in einem Alter von fünf und dreyßig Jahren, war ihr nichts als ein schöner Wuchs, eine angenehme Gesichtsbildung und Grazie im Benehmen und in den Manieren übrig geblieben. Sie besaß weder die regelmäßige Schönheit Emiliens, noch ihre Talente und ihren Geist. Sie war natürlich, witzig und launig. Bedarf man mehr um zu gefallen? Nein! — Ein größeres Verdienst taugt wohl mehr für die Freundschaft, paßt aber weit weniger für die Liebe. Delphine wohnte seit acht Monaten in Lausanne. Eduard, der nie zu

ihrer vertrauten Gesellschaft gehört hatte, betrachtete sie anfänglich nur mit der Art der Gemüthlichkeit, welche Landesflüchtige empfinden, wenn sie liebenswürdige Landsleute wiederfinden, die sie an eine so sehr bedauerte Zeit erinnern. Delphine hatte keine besondere Staatsmeinung, sie freute sich, einen Mann wieder anzutreffen, den sie sonst auf Bällen und zu Versailles gesehen hatte. Sie empfing ihn mit der dem schönen Geschlechte eignen Grazie, welche so sehr dem Gefühle ähnlich ist. Eduard, den die Langeweile quälte, kam ihren Vorschritten mit Freuden entgegen. Delphine ward ihm bald unentbehrlich. Sie wußte gut zu erzählen und angenehm zu unterhalten. Anfänglich sprach man bloß von dem Hofe und von der alten Zeit. In der Folge sprach man von sich, man vertraute sich Geheimnisse, man ward zärtlich, man verliebte sich. — Emilie kam nicht wieder. Um eine süßere Ueberraschung vorzubereiten,

schrieb sie in ihren Briefen kein Wort von ihren Unternehmungen und Hoffnungen in Eduards Angelegenheiten, sie schrieb bloß von ihren Gefühlen. Man wollte diese lange Abwesenheit nicht so ganz natürlich finden; Man äußerte von Weitem den Argwohn, daß, trotz ihrer Betheurungen, ihre Liebe eben nicht so groß seyn müsse, weil sie sich von Paris nicht loßreißen könne. Eine Abwesenheit von einem Jahre! Delphinens Gegenwart! — Zwey gefährliche Klippen für Eduards Treue! — Emiliens Bild schwebte nicht mehr mit seinen zauberischen Zügen dem Geiste Eduards vor. Sie hatte ihre jugendliche Munterkeit und einen Theil ihrer Schönheit verlohren. Er erinnerte sich ihrer Aufopferungen; aber kann Dankbarkeit, so sagte er sich, Liebe gebieten? Delphinens Karakter und Witz behagten ihm unendlich mehr. Delphine, welche seine Verbindung mit Emilien kannte, versicherte ihm, er würde mit einer Frau, die eben so sittlichstreng und spröde als lei-

denschaftlich sey, und die als Frau und Wohlthäterin doppelte Anforderungen an sein Herz habe, unglücklich seyn. Eduard mußte es eingestehen, und gerieth fast in die Versuchung ihr zu versprechen, daß er sich frey machen wolle — denn, wenn das jugendliche Feuer der Leidenschaft verraucht ist, so verspricht man; man schwört nicht mehr. — Allein die süssesten Erinnerungen sprachen noch für Emilien. Er mußte ihr ein Leben, das sie gerettet hatte, weihen, er fühlte es, er wollte es — und doch brachte er alle seine Tage bey Delphinen zu. Diese letztere hatte einen weit weniger gebildeten Geist als Emilie. Aber sie war unterhaltender, besonders für Eduarden, denn sie hatte in dem Zirkel gelebt, in welchem die schönsten Tage seines Lebens verflossen waren. Dieß war nun Eduards Lage, als Emilie nach Lausanne zurück kam.

Emilie empfand anfänglich nur lebhafte Unruhe und traurige Ahnungen. Um

die Furcht vor gänzlicher Untreue zu bekämpfen, stehen immer in dem Herzen einer Frau Liebe und Stolz im Bündnisse. Er hat mir alles zu verdanken, sagte sie sich, und ich liebe ihn so zärtlich! — dieser Gedanke beruhigte sie.

Sie sah nun Eduarden wieder, der eifriger als jemals jetzt alle Tage zu ihr kam, aber nur von seiner Dankbarkeit sprach. Erstaunt, und bis ins Innerste der Seele verwundet klagte sie endlich Beaumeil ihre Leiden. Können Sie sich die schreckliche Undankbarkeit denken? — Er zieht mir eine Frau ohne Schönheit, ohne Jugend und ohne Geist vor — Alles verdankt er mir. Auf Kosten meiner Ehre und meiner Ruhe habe ich ihm das Leben gerettet, auf Kosten meines Vermögens habe ich ihm zu dem Besitze des seinigen verholfen. Kann man, ohne sich zu entehren, gegen den Freund, der solche Dienste erwiesen hat, so treulos verfahren. Der Mann nimmt

seine Zuflucht zur Rache; aber dem Weibe bleibt nichts übrig, als ein Opfer des Grams und des Todes zu werden. Was kümmert den Barbaren ihre Empfindlichkeit und Verzweiflung! — Ach! wie unglücklich sind die Weiber, und wie niederträchtig und grausam die Männer! — Mit sanfter Stimme und gelassenem Tone erwiederte Beaumeil: Ein Freund aber fordert nicht Anbetung, er verlangt nicht einen ausschließenden Vorzug, selbst nicht ein Gefühl, das dem seinigen gleiche. Ich liebe zum Beyspiel Niemanden so sehr wie Sie, und gleichwohl zürne ich nicht, daß ich nicht wieder so geliebt werde. Unter uns hat stets das schönste Einverständniß der Freundschaft bestanden, mein Herz ist mit dem Ihrigen zufrieden und muß es seyn. Nichts destoweniger würde ich Sie, wenn ich in Sie verliebt wäre, für die undankbarste Frau auf der Welt ansehen, und würde Unrecht haben, weil die Leidenschaft immer ungerecht handelt. Große Erkennt-

lichkeit erzeugt freylich immer in schönen Seelen aufrichtige Freundschaft; die Liebe aber entsteht und verschwindet ohne Grund und Ursache. —

„Wie? Sie finden es ganz natürlich, daß man, ohne zu erröthen, die feierlichsten Schwüre bricht?

Beaumeil. Wissen Sie denn nicht, daß die Liebe nicht ewig dauern kann, daß sie nothwendig einst enden muß? Der Augenblick, der sie vernichtet, ist eben so wenig bekannt und vorhergesehen, aber auch eben so unvermeidlich als der, welcher das Leben endet. Der Schwur einer ewigen Liebe ist Uebertreibung, eine Redefigur, die Niemand täuschen kann und soll.

Emilie. Also scheint Ihnen Blangi's Betragen ganz natürlich?

Beaumeil. Er zieht Ihnen eine Frau vor, die Ihnen allerdings weit nachsteht.

Er ist blind, aber ist es denn ein Verbrechen nicht zu sehen oder schlecht zu sehen? Er verwilligt Ihnen, was jede redlich denkende Seele Ihnen nicht verweigern kann, Achtung, Dankbarkeit, Freundschaft. Wollen Sie sich mit diesen Empfindungen befriedigen, so zweifeln Sie nicht, er wird Sie heirathen. Er ist ein leichtsinniger Mann, aber kein Ungeheuer.

Emilie. Aber was würde man von mir sagen, wenn ich, ungeachtet ich ihm nichts schuldig bin, mich so treulos von ihm getrennt hätte?

Beaumeil. Freylich, aber in der Liebe findet nun einmal zwischen Männern und Frauen nicht einerley Verhältniß statt, nur in der Freundschaft besteht es. Die Frauen sind immer Opfer der Liebe, aber sie sind auch die geliebtesten Freundinnen, so wie sie die reizendsten, die vollkommensten sind.

Dieses Gespräch vermehrte nur noch Emiliens Kummer, indem es sie gegen Beaumeil etwas erbitterte. Unfähig ihre Empfindlichkeit und Verzweiflung zu verbergen, behandelte sie den undankbaren Geliebten, den sie anbetete, mit dem schmähendsten Uebermuthe, der tiefsten Verachtung und mit der Wuth des empörtesten Zorns. Durch ihre unbedachten Klagen und lauten Vorwürfe, durch welche sie sich in allen Gesellschaften lächerlich machte, verlor sie endlich Eduards ganze Liebe und Achtung. Ein Weib, das unglücklich liebt, hat keine andere Partie zu ergreifen, als zu schweigen, und zu dulden, denn Toben und Lermen macht, statt Mitleid zu erregen, ihr Gefühl nur zweydeudeutig und scheint bey ihr nur die Wirkung der Eigenliebe und des Mismuthes. Ihr Ehrgefühl sollte einen geheimnißvollen Schleyer über alles, was auf Liebe Bezug hat, selbst über die Kümmernisse und Lei-

den derselben werfen. Mit gefühlvoller Theilnahme wird man die Spur ihrer Thränen auf ihren Wangen bemerken, aber man will sie nicht fließen sehen. Alles müsse im Ausdrucke ihrer Empfindungen so wie in ihren Mienen und ihrem Karakter herabgestimmt und sanft schonend seyn; Seufzer mögen ihre Vorwürfe, und Schwermuth ihren Schmerz bezeichnen.

Doch Eduard konnte es länger nicht aushalten, der Gegenstand ihrer Verachtung und ergrimmten Zorns zu seyn. Er vermied ihren Umgang ganz, ohne jemals sich bestimmt gegen sie erklärt zu haben. Beaumell, besorgt wegen der Folgen, die die Verzweiflung seiner Kusine haben könnte, ging zu Eduarden, und erinnerte ihn an alles, was er Emilien zu verdanken habe. Ich weiß, ich fühle es, sagte Eduard, allein sie fordert Entzücken und Vergötterung, und der Zauber der Liebe

fesselt meine Sinne nicht mehr. Sie könnten aber wenigstens, erwiederte Beaumeil, die Pflichten eines redlichen Mannes erfüllen, und ihrer Freundin und Wohlthäterin ein Weib, das ihr Kummer macht, aufopfern. Versprechen Sie Delphinen zu meiden, und erneuern Sie den Antrag Emilien zu heirathen, dann wird, diese mag nun diesen Antrag annehmen oder ausschlagen, Ihr Gewissen Ihnen nichts mehr vorzuwerfen haben.

Dieser Rath wurde sehr übel aufgenommen! denn Eduard hatte nicht viel Lust ihn zu befolgen. Beaumeil ward hitzig, Eduard trotzig, und der Streit so ernstlich, daß man sich genöthigt sah, die Sache mit dem Degen auszumachen. Der Zweikampf ging noch den nemlichen Tag vor sich. Beaumeil wurde gefährlich verwundet, und man brachte ihn in seine Wohnung. Von der ganzen Sache aber wußte Emilie kein Wort. Da sie nun Beaumeil seit

zwey Tagen nicht gesehen hatte, und schon vorher mit ihm unzufrieden war, so beklagte sie sich bitter über seine Erkaltung und lieblose Vernachlässigung. Nur erst den folgenden Tag erfuhr sie das Duell und die Veranlassung darzu, die man ihr nicht verbarg. Wie? rief sie aus, dieser treue Freund wagte für mich sein Leben, während ich über ihn so ungerecht klagte? — Sie eilte zu ihm, wartete und pflegte ihn, ohne ihn nur einen Augenblick, so lange er in Gefahr war, zu verlassen. Sie hörte von Eduarden nicht mehr sprechen, er war aus Furcht vor den Folgen dieser Begebenheit eiligst mit Delphinen nach Paris gereist. Da die edlern Empfindungen der Freundschaft und Dankbarkeit gegen Beaumeil den Schmerz über Eduards Treulosigkeit zerstreuten, so ertrug Emilie diesen Vorfall mit Muth. Sie versprach der Freundschaft einen vollkommnen Sieg über die Liebe, und sie erlangte ihn schneller, als sie gehofft hatte. Nach=

dem Beaumeil wieder hergestellt war, so war es seine erste Beschäftigung, Emiliens Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen. Er sah, daß sie ihr ganzes Vermögen zu Grunde gerichtet hatte. Doch besaß er selbst große Reichthümer, welche er ihr aber nicht anders anbieten konnte, als das er um ihre Hand bat. Anfänglich machte ihr Zartgefühl einige Schwierigkeiten, aber die Dankbarkeit willigte bald ein, und Sie hat auch nie Ursache gehabt es zu bereuen. Sie fand in dieser zweyten Verbindung so ein unveränderliches und reines Glück, daß sie dem Himmel tausendmal dankte, nicht den Geliebten sondern den wahren Freund geheirathet zu haben. Sie hatte einsehen lernen, daß die Liebe undankbar, eigensinnig und vergänglich, die Freundschaft aber fest, edel und getreu sey.

39

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Genlis, Stéphanie Félicité <<de>>,

Das Schloß Kolmeras und die Aufseher im Verborgenen oder Liebe und Freundschaft Zwei Erzählungen

Leipzig 1805

P.o.gall. 903 h

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10091804-0